Ein
Zeitspiegel in der Familie.

Roman

von

Mathilde Gräfin von Reichenbach.

Zweiter Band.

Leipzig.
Verlag von Heinrich Matthes.
1859.

Zehntes Capitel.

Der polnische Flüchtling befand sich nun wirklich seit einiger Zeit in der schweizer Bürgerfamilie als Lehrer und Erzieher. Daß ein Handwerker seine Kinder von einem Hauslehrer erziehen ließ, kam ihm, von seinem aristokratischen Standpunkte aus betrachtet, schon an und für sich höchst lächerlich vor, noch viel auffallender aber erschien es ihm, daß er selbst, der polnische Edelmann, ein solches Geschäft hatte übernehmen müssen. Weit entfernt, den schlichten Klempnermeister für seines Gleichen, oder noch viel weniger sich selbst für dessen Untergebenen zu halten, verachtete er ihn nur aus tiefstem Grunde des Herzens, eine Sinnesweise, die er aber als gewandter Edelmann so gut zu verbergen wußte, daß man nicht die mindeste Ahnung davon haben konnte. Je weniger er aber in seiner neuen Stellung sich glücklich und heimisch fühlte, um so mehr war er darauf bedacht, ein andres Ziel zur Befriedigung seiner Eitelkeit aufzusuchen. Er trachtete zunächst darnach, im Hause eine unumschränkte

Herrschaft sich anzueignen und in die Gemüther der in Eintracht und inniger Liebe vereinten Eheleute einen Tropfen von der Bitterkeit und dem Lebensüberdruß zu träufeln, wodurch sein eignes Dasein vergiftet wurde. Bei alledem schimmerte aber doch noch in der traurigen Nacht und Einöde seines für alle milderen Regungen erstorbenen Gemüthes ein freundlicher Lichtpunkt. Nach Art seiner Landsleute war auch er ein Kinderfreund. Er liebte seinen Zögling ungefähr in derselben Weise, wie ein Mensch, der sich von der Welt verlassen und verstoßen glaubt, seinem treuen Hunde so viel Zärtlichkeit zuwendet, als ob er seines Gleichen, ja sogar sein Freund wäre. —

Was nun seine Lehrmethode anbelangte, so fand er es sehr bequem, nach Pestalozzi'schen Grundsätzen den Knaben nicht vor der Zeit mit Lernen anzustrengen. Damit er vor allen Dingen körperlich recht kräftig und gesund werden solle, gab er den Unterricht, an welchem Mutter und Sohn gemeinschaftlich theilnahmen, auf Spaziergängen und richtete natürlicher Weise auf letztern sein Hauptaugenmerk.

In Wald und Flur, auf Bergen und in den Thälern der Umgegend wurden bei dieser Gelegenheit neue und interessante Wege aufgesucht, wobei anstrengende Fußtouren nicht zu vermeiden blieben. Dabei ließ sich aber bei Mutter und Kind nie ein Gefühl der Ermüdung wahrnehmen, denn ein behagliches Naschen von diesem und jenem Theile der Wissenschaft gewährte eine

so angenehme Zerstreuung, daß der Geist den Körper aufrecht hielt und sie nur immer voll des Rühmens darüber waren, was ein solches Nomadenleben ihnen für einen Hochgenuß verschaffe und wie sie sich noch nie in ihrem Leben eines so angenehmen, vergnügten Sommers zu erinnern wüßten.

Bei derartigen Ausflügen hatte sich bis jetzt Jertschiwitsch in seinem äußern Benehmen stets von unverwüstlicher Heiterkeit gezeigt, bis er einst auf einem Morgenspaziergange es geeignet fand, ausnahmsweise eine schwermüthige Stimmung an den Tag zu legen.

Dies war theils eine neue Art, um sich interessant zu machen, theils auch wollte er ein Entgegenkommen von Seiten der jungen Frau hervorrufen, um eine Veranlassung zu haben, sich über Dies und Jenes, was ihm sehr am Herzen lag, näher auszusprechen. Er hatte sich darin auch nicht verrechnet, denn Gertrud fragte ihn sogleich theilnehmend nach dem Grund seiner Verstimmung.

„Es ist mir oft recht drückend," sagte der Pole, „daß ich meine Dankbarkeit für so große Opfer, die mir täglich gebracht werden, nicht genug zu bethätigen vermag."

„Wie können Sie von Opfern sprechen? Was für Opfer meinen Sie?"

„Wer einem armen Flüchtling unter seinem Dache Schutz und Schirm gewährt, der kann wohl zugleich mit ihm, bei irgend einer vorkommenden Veranlassung, von einer öffentlichen Behörde zur Rechenschaft gezogen

werden, so kann denn auch jeden Augenblick Ihren Mann dasselbe Loos treffen, das auch mich stets bedroht."

„Und wenn auch wirklich bei meinem Manne eine derartige Besorgniß erwacht sein sollte, so sind wir Ihnen immer noch zu unvergleichlich großem Dank verpflichtet für das, was Sie an unsrem Wilhelm thun."

„O, diese Verdienste sind gar so gering!"

„Sie sind im Gegentheil so groß, daß wir dieselben nie genug vergüten können."

„Davon ist Warnbeck nicht so überzeugt, wie Sie, meine werthe Freundin."

„Woraus schließen Sie das?"

„Aus seinem Benehmen gegen mich. Es ist mir nicht gelungen sein Vertrauen zu erwerben. Er ist gegen mich zurückhaltender, wie anfänglich, er schüttelt mir nicht mehr nach früherer Gewohnheit so recht herzhaft die Hand, er fragt mich nicht mehr um Rath, ja er scheint mich fast mit einem gewissen Mißtrauen zu betrachten."

„Glauben Sie das ja nicht. Er hat nie mit mir in einer Weise von Ihnen gesprochen, die darauf schließen ließe."

„Daß eine Veränderung mit ihm vorgegangen ist, kann auch Ihrem Blick unmöglich entgangen sein — eine Veränderung, die auf Unzufriedenheit mit meinen Leistungen zu deuten scheint."

„Diese Auslegung gebe ich keineswegs seiner Mißstimmung — gewiß ist es nur irgend ein wichtiges Ge-

schäft, das ihn so nachdenklich macht. Zeigt sich doch seine veränderte Stimmung ebenso gut in Bezug auf mich, als auf seinen Freund Schwindelmeyer und dessen Frau, welche letztere sich von uns immer mehr zurückzieht."

„Ich habe sie in der That nur selten bei Ihnen im Hause zum Besuch gesehen."

„Seit jenem Nachmittag — doch nein — wir wollen diese Sache stillschweigend übergehen."

„Lassen Sie Ihrem edeln Herzen nur immerhin freien Lauf. Ich errathe doch, was Sie meinen — Ihre Andachtsübungen mit der Freundin, den Vorschriften Ihres und meines Glaubens gemäß sind unterbrochen worden. Wie unangenehm es sein muß, bei einer Andachtsübung gestört zu werden, das kann ich Ihnen gar wohl nachfühlen, da ich ein strenggläubiger Katholik bin und in meiner Handlungsweise auch den Beweis davon gebe."

Es folgten einige Augenblicke des beredten Stillschweigens, worauf Gertrud sich wieder auf folgende Weise zu ihren Begleiter wandte:

„Alles was ich Ihnen hier sagte, sollte ja nur bezwecken, in Ihnen das frühere Vertrauen zu meinem guten Manne wieder zu erwecken."

„Ist er auch zufrieden mit der Art und Weise meines Unterrichts?"

„Darüber spricht er sich nicht mit Bestimmtheit aus. Gestern stellte er mit dem Wilhelm ein kleines Examen an und nachdem es beendet war, ließ er ihn

von sich gehen, ohne ihm einige freundliche Worte, wie er es wohl früherhin gethan haben würde, zu sagen, oder ihn zu größerem Fleiß aufzumuntern."

„So sehen Sie, daß meine Besorgniß doch nicht grundlos ist," seufzte der Pole.

„Seine stillschweigende Ermahnung galt dem Wilhelm."

„Nun, auf Ihre frühere Bemerkung zurückzukommen, so ist es mir doch unbegreiflich, daß Ihnen Warnbeck nicht anvertraut, was für ein Geschäft ihn so nachdenklich macht."

„Er will mir gewiß eines Tages eine angenehme Ueberraschung bereiten."

„Ihre Auslegungsweise, verehrte Freundin, ist wenigstens für mich höchst beruhigend und erfreulich. Ich würde ganz trostlos sein, wenn ich mich als die Veranlassung betrachten müßte, durch welche der Frohsinn meines edeln Wohlthäters getrübt worden wäre."

„So war also dies der Grund zu einer Mißstimmung, die ich in der That heute zum ersten Male bei Ihnen wahrnehme?"

„Nicht der alleinige," seufzte der Pole. Seine beredten Blicke, sein ausdrucksvolles Mienenspiel erweckte in so hohem Grade die Theilnahme und Neugier seiner Begleiterin, daß er jetzt den Augenblick geeignet fand, um ihren Bitten nachzugeben und ihr anzuvertrauen, was denn eigentlich so schwer auf seinem Herzen laste. Er zog aus der Brusttasche seines Rockes einen

Brief heraus von Joseph Mazzini und mit dem Bedeuten, daß er sie mit der vollständigen Mittheilung des Briefes verschonen wolle, las er nur folgende Stelle daraus vor:

„— So verfolgt uns arme Flüchtlinge denn auf „ewig das trostlose Schicksal der Heimathlosigkeit. —

„Seit kurzer Frist barg mich ein ärmliches Stroh„dach und eine berner Bauerntracht, die ich annahm „vor meinen Verfolgern. Hier arbeitete ich mit uner„müdlichem Fleiß an einem Werke, daß hoffentlich nicht „ohne glücklichen Erfolg der Oeffentlichkeit übergeben „werden soll. Die Abende waren dann der Erholung „gewidmet. Meine Brust athmete freier in der herr„lichen Natur, die mich umgab und zuweilen, wenn ich „die Spitzen eines Berges erklimmt hatte, so wandte „sich mein Blick gern nach der Himmelsgegend hin, wo „jenseits der Berge mein Vaterland, Italien, liegt. „Was mein Auge nicht mehr erreichen konnte, ergänzte „die Phantasie. Ich fing an mich wohl zu fühlen im „Bereich meiner Träume, ich versetzte mich in meine „Jugendzeit zurück, in der meine Ideale noch unberührt „geblieben waren von der rauhen Hand des wirklichen „Lebens. — Da erhalte ich plötzlich von einem ver„trauten Freunde die Nachricht, daß meine Feinde mir „auf der Spur sind und nur die schleunigste Flucht „mich vor Gefangenschaft, oder gänzlicher Verbannung „aus der Schweiz retten könne. Doch nicht nur mir, „sondern auch den übrigen Flüchtlingen, welche sich

„von der Theilnahme am öffentlichen Leben nicht zurück„gezogen haben, drohen die gleichen Gefahren. Eine „Liste aller in dieser Hinsicht verdächtigen Personen „ist von dem österreichischen Gesandten, Graf Bombel, „an die schweizer Regierungen eingehändigt worden „und diese erklären sich bereitwillig zur Entfernung „aller Flüchtlinge, durch welche der öffentlichen Ruhe „Gefahr droht. Es ist demnach unumgänglich noth„wendig uns ernstlich darüber zu berathen, was jetzt „zu thun sein wird."

Jertschiwitsch hielt in seinem Vorlesen inne, weil er in den Mienen seiner Begleiterin einen Ausdruck der Unruhe, ja sogar der Mißbilligung wahrnahm. Gertrud fiel ihm auch sogleich ganz aufrichtig ins Wort, indem sie sagte: „Sie stehen also im Briefwechsel mit diesem entsetzlichen Menschen?"

„Weshalb erscheint er Ihnen denn so entsetzlich?"

„Im eignen Vaterlande hat er sein Leben verwirkt und will nun dieselben Wühlereien, um deretwillen er dort verurtheilt wurde, im Auslande fortsetzen."

„O, seien Sie nicht gar zu strenge, meine werthe Freundin, ich bin ja auch Mitglied des Vereines, dessen Vorstand Mazzini ist."

„Davon hatten Sie bisher noch nie etwas erwähnt."

„Ich gebe Ihnen einen Beweis meines unbedingten Vertrauens, indem ich darüber spreche — eines Vertrauens, das ich Ihnen unmöglich gleich bei der ersten flüchtigen Bekanntschaft widmen konnte."

„Ich habe vielleicht recht vorschnell geurtheilt," begütigte Gertrud, „das Wesen solcher Vereine ist mir nicht genau bekannt und von demjenigen, welchem Sie angehören, bin ich zum Voraus überzeugt, daß dessen Bestrebungen nicht gesetzwidrig sein werden."

Der Pole schien einen Augenblick betroffen und nachdenkend über diese Bemerkung. Es lag nicht in seinem Sinn das wahre Wesen des Vereines näher zu erörtern und noch viel weniger, auseinander zu setzen, aus was für verschiedenartigen Elementen derselbe zusammengesetzt sei. Er hatte darüber sehr ruhige nüchterne Ansichten, weit verschieden von denjenigen, durch welche einige von den jüngsten enthusiastischen Mitgliedern hingerissen wurden. Daher ließ er es bei einer ganz allgemein gehaltenen Bemerkung bewenden, indem er sagte:

„Unser Thun und Treiben ist zu betrachten als eine unmittelbare Ausströmung des Zeitalters und der Verhältnisse. Eine höhere Regsamkeit, ein ganz neuer Geist ist in den Völkern erwacht und dieser muß die alten Formen, in die er noch immer hineingezwängt ist, brechen, um sich den Weg zu einer neuen, ihm angemessenen Gestaltung zu bahnen. Freilich ist, was wir erstreben, nicht ohne Opfer zu erkämpfen; der rauhe Weg, der zu dem Ziele führt, ist der Art, daß ein mildes Frauenherz, wie das Ihrige, mit Schreck und Entsetzen davor zurückbebt."

„Ach ich habe eine Ahnung!" rief Gertrud. „Ihr

Verein will aufs Neue die vorhandenen Flammen des Bürgerkrieges in unser armes Vaterland schleudern."

„Fürchten Sie nichts," sagte lächelnd der Pole. „In unsrem Gesichtskreis droht noch keine derartige Gefahr. Wir haben vor der Hand nur ganz friedliche und freundschaftliche Pläne."

„Und welches sind diese Pläne?"

„Wir wollen unweit von Bern bei der Wirthschaft des sogenannten Steinhölzli eine Zusammenkunft halten, um zu berathen, was in der für uns höchst bedenklichen und gefahrvollen Lage zu thun sein möchte."

„Doch keine Verschwörung gegen die Regierung," fiel ihm Gertrud hastig ins Wort.

„O, keineswegs; ich wiederhole es Ihnen, daß es sich nur um eine ganz friedliche Berathung handelt. Die Ausführung des Vorhabens ist aber leider dessen noch in weitem Felde, denn es fehlen uns dazu die unerläßlichsten Erfordernisse."

„Darf man wohl fragen, welche es sind?"

„Die nöthigen Geldmittel," antwortete der Pole bitter lächelnd. „Es fehlt dem Verein an dem Grundkapital, um unbemittelte Vereinsmitglieder nach dem festgesetzten Orte der Zusammenkunft zu bescheiden."

„Wenn nur davon das Wohlergehen der armen Flüchtlinge abhängt," sagte Gertrud, „dann wird gewiß mein guter Mann keinen Augenblick zögern, seine Hand hilfreich darzubieten. Davon bin ich um so mehr

überzeugt, als er damals, kurz vor Ihrem Eintritt in das Haus, mit wahrer, inniger Begeisterung von dem hochherzigen edeln Streben der Flüchtlinge und von der thatkräftigen Theilnahme, welche ihnen unsrerseits erwiesen werden solle, gesprochen hat."

„So darf ich wohl auf Ihre Fürsprache bei Warnbeck hoffen?"

„Gern bin ich bereit dazu. Ich will die Angelegenheit zur Sprache bringen, sobald wir nach Hause kommen und uns zu Tische setzen."

Mit einem aufrichtigen Gefühle der Rührung und Dankbarkeit preßte der Pole die Hand der jungen Frau an seine Lippen. Es regte sich aber zugleich in ihm ein schmerzliches Schuldbewußtsein, indem er so deutlich erkannte, daß sie keine Ahnung hatte von seiner Hinterlist und Tücke, deren Beute sie werden sollte. Wußte er doch nur gar zu gut, wie viel Einfluß er bereits auf sie ausgeübt hatte, indem er den Anschein sich gab, als ob er ein strenggläubiger Katholik sei. So versäumte er es zum Beispiel niemals in ihrer Gegenwart bei angemessener Gelegenheit ein Zeichen des Kreuzes zu machen, er ging auch fast jeden Sonntag in eine katholische Kirche, obgleich die nächste derselben über zwei Stunden weit entfernt war; außerdem hielt er auch streng an Fast- und Bußtagen und verrichtete sein Morgen- und Abendgebet knieend, was Gertrud oftmals schon beobachtet hatte, wenn sie unter seinem Fenster die Blumen im Garten begoß. —

So erweckte der Pole in ihrem Gemüthe längst begrabene Sympathien für die Religion, die ihr in den Kinderjahren gelehrt worden war, mit so unwiderstehlicher Macht, daß sie nicht widerstehen konnte, einem solchen Beispiele zu folgen. —

Daß Warnbeck auf unangenehme Weise dadurch berührt wurde, konnte sie sich nicht verhehlen und so entstand in ihrer Seele ein steter Kampf, zwischen dem Festhalten an den Pflichten gegen ihren Mann und den mächtig erwachenden Vorurtheilen aus der frühesten Jugendzeit. Dieser Zwiespalt in ihrem Seelenleben versetzte sie in einen Zustand geistiger Erregtheit und Berauschung, in dem sie nicht vermochte, sich wieder zurecht zu finden. —

Warnbeck beobachtete diese Veränderungen, die nach und nach immer merklicher wurden, mit inniger Betrübniß, aber in dem ihm eigenthümlichen Zartgefühl verschloß er den Kummer stillschweigend in seinem Herzen. Seine Häuslichkeit war ihm natürlicher Weise nicht mehr so lieb und werth wie ehedem. Im Geheimen betrachtete er den Polen als Urheber dieses Unheils und fragte sich, ob dessen Frömmigkeit nicht bloß ein äußerlich angenommener Schein sein möge und ob seine Theilnahme an den Bestrebungen liberaler Vereine nicht ebenfalls nur eine natürliche Folge der Verhältnisse sei, ohne aus seiner inneren Ueberzeugung hervorzugehen. Er hatte Verstand genug, um sich dies Alles recht gut selbst sagen zu können, sein edles Herz

aber ließ bei alledem kein Mißtrauen auf die Dauer in ihm aufkommen. —

Unwillkürlich drängte sich ihm aber immer wieder die Erinnerung daran auf, wie Schwindelmeyer ihn zu der Aufnahme des Polen, die er doch im tiefsten Grunde des Herzens bereute, überredet hatte. Sein Vertrauen zu ihm nahm allmählich ab, wogegen er sich aber um so inniger an den alten Rübentraut anschloß. Jetzt dachte er gar oft daran, wie dessen trockene nüchterne Bemerkungen über das Asylrecht der politischen Flüchtlinge ihn verdrossen hatten und fing an, im tiefsten Grunde des Herzens seiner Ansicht beizustimmen. —

Elftes Kapitel.

In Schwindelmeyers Häuslichkeit hatten sich auf einige Zeit die Stürme eines wilden Hauskrieges zwischen Mann und Frau gelegt und nach dem vorüber gezogenen Unwetter blickte wieder einmal durch die zerrissenen Wolken der liebliche Sonnenschein einer ungetrübten Eintracht durch. Beide Theile fühlten sich in dem gegenwärtigen Augenblick zum Nachgeben aufgelegt, beiden war es gerade jetzt sehr wünschenswerth, sich zur Versöhnung die Hand reichen zu können. Ottilie ihrerseits war durch ihren letzten Besuch bei der Freundin so vollkommen von ihrem eiteln Sinn und Trachten geheilt worden, daß sie ihre bisherigen Lobpreisungen einer ehemaligen Größe, in Vergleich mit ihrer gegenwärtig beschränkten Lage, gänzlich einstellte und statt dessen mit Vergnügen und huldvoller Miene ihrem Mann alle jene kleinen Aufmerksamkeiten erwies, nach denen er früher so vergeblich geschmachtet hatte. Abgesehen von diesen kleinen Annehmlichkeiten des täg-

lichen Lebens, war Schwindelmeyern das freundliche Entgegenkommen seiner Frau diesmal ganz besonders willkommen und angenehm, denn seinerseits waren es wiederum die Gewitter am Horizonte des politischen Lebens, die ihm jetzt den Abschluß des Hausfriedens wünschenswerth machten. Nur wenn dieser hergestellt war, konnte er ihr sein Anliegen vorbringen und auf ihren Beistand rechnen. Schwindelmeyer war nämlich Mitglied des „jungen Deutschland's“ geworden und gleich bei seinem Eintritt in diese Gesellschaft erging an ihn eine Aufforderung zu bedeutenden Geldbeiträgen, welche durch die gegenwärtige bedrängte Lage der Flüchtlinge unerläßlich nothwendig wurden. Das war nun für Schwindelmeyer ein höchst mißlicher Fall, denn es stand ihm niemals baares Geld zu Gebote, wenn er auch mitunter noch so glänzende Einnahmen hatte. Geld mußte nun aber trotz dem beschafft und auf irgend eine Weise dazu Rath werden. Es war nicht thunlich, Freunde um ein Darlehn anzugehen, denn er hatte ohnedies so viel Schulden, daß Niemand ihm gern borgen mochte. Es gab nur einen Ausweg: Ottilie besaß noch mancherlei Schmuckgegenstände, die aus früheren glücklichen Zeiten stammten, in denen sie bei Lebzeiten ihrer Eltern mit solchen Dingen in Gesellschaft geglänzt hatte. Nun freilich lagen sie schon seit langen Jahren unbenutzt im Schubfach, denn es bot sich keine passende Gelegenheit mehr, sich damit zu schmücken; hervorgeholt wurden sie nur dann, wenn

eine bedenkliche Geldkrisis es nöthig machte, sie auf einem Leihhause, wenn auch nur für die Hälfte des Werthes, zu deponiren, so lange bis die eingegangenen Zahlungen es möglich machten, sie mit peinlichem Verlust wieder einzulösen.

In dem gegenwärtigen Augenblicke wurde es Schwindelmeyer gar nicht schwer, seiner Frau, die ausnahmsweise sehr lieb und gut gegen ihn war, einige freundliche Worte zu gönnen, um Ohrgehänge, Armspangen, eine goldene Uhr nebst Kette und eine Broche mit kostbaren Steinen besetzt zu erlangen, die er dann mit der vergnügtesten Miene von der Welt zum Hause hinaustrug und trotz aller zerrütteten Finanzen nicht das mindeste Bedenken trug, sich in noch immer größere Geldverlegenheiten zu stürzen. An Trostgründen fehlte es ihm ja keineswegs, denn trotz allem Klagen, trotz allem Murren gegen sein herbes Schicksal, war und blieb er seinem Wahlspruch: „mit dem Genie ist stets das Glück im Bunde,“ doch immerdar treu ergeben. Da er sich selbst für ein Genie hielt, so lebte er in der zuversichtlichen Hoffnung, daß nächstens eine Zeit kommen müsse, wo das Glück, das er namentlich in Reichthum und in behaglicher Geschäftslosigkeit suchte, in Strömen auf ihn herabregnen würde.

Doch woher erwartete er solches Glück? wird man fragen. Diese Frage wußte sich Schwindelmeyer sehr gut zu beantworten. — Ein Gewinn in der Lotterie, ein glücklicher Wurf beim Würfelspiel, eine reiche Erb-

schaft von einem geheimen Gönner, der bei Lebzeiten nicht bekannt sein wollte, oder eine Schenkung von irgend einer vornehmen, hochgestellten Dame, deren Gunst er sich mit vollkommener Zuversichtlichkeit rühmte — dies alles waren ja Vorkommenheiten, die gar nicht in das Bereich des Unmöglichen gehörten. So packte denn Schwindelmeyer sorglos und mit vergnügtem Sinn ein hübsches Sümmchen Geldes zusammen und schickte es an das Comité des „jungen Deutschlands.“ Da aber noch überdies jedes Mitglied die Verpflichtung übernahm, für den Verein zu werben, so begab sich Schwindelmeyer mit Ottilien zu diesem Zweck zu seinem Freunde Warnbeck.

In dem Hause des letzteren hatte sich indessen gar manches geändert; es herrschte dort nicht mehr das heitre, gemüthliche Familienleben, wie es vor Jahresfrist dort zu finden gewesen war. In den letzten Tagen namentlich hatten sich zwischen Mann und Frau, wegen der Anliegen des Polen um Unterstützung seiner politischen Zwecke Meinungsverschiedenheiten herausgestellt, welche nahe daran waren, bis zu einem Streit zu führen.

Von ihrem letzten Morgenspaziergang zurückgekehrt, kam Gertrud sogleich auf das Pünktlichste ihrem gegebenen Versprechen nach, war aber nicht wenig erstaunt darüber, als Warnbeck ihre Bitte um ein Darlehn für den Flüchtling auf das Bestimmteste ablehnte, zumal da es das erste Mal in ihrem Leben war,

wo sie ein solches entschiedenes Nein von ihm zu hören bekam. Warnbeck war jetzt entschlossen, standhaft zu bleiben, wenn Gertrud ihn auch noch so sehr mit Bitten bestürmt hätte, und erwartete diesmal von ihr eine empfindliche, ja vielleicht heftige Gegenrede. Seine Erwartung traf indeß nicht ein, denn Gertrud blieb auch diesmal, wo es ihr einen Kampf kosten mochte, doch ihrem ursprünglichen Charakter getreu. Ihre Mienen blieben sanft und freundlich, wenn auch in ihrem Blick eine Frage zu liegen schien und auf ihren Wangen ein Erröthen wahrzunehmen war, welches verrieth, daß ein peinliches Gefühl ihr Inneres durchbebte. Als Warnbeck dies bemerkte, bereute er, seine Frau betrübt zu haben und sagte begütigend: „Vergieb, mein liebes Frauchen, den barschen Ton meiner Worte, es war nicht schlimm gemeint und bei Gelegenheit will ich Dir auch noch meine Gründe aus einander setzen.“

Jertschiwitsch hatte sich dabei während des Mittagessens als stillschweigender Beobachter verhalten. Mit innerem Grimm ward er gewahr, wie weit er noch von seinem Ziel, eine unbeschränkte Herrschaft im Hause sich anzueignen, entfernt war. Diese demüthigende Erkenntniß hatte seinen stolzen Sinn tief verletzt. Seine Entrüstung steigerte sich bis zum höchsten Grade bei dem Gedanken, daß an einer so unvorhergesehenen Klippe das Gelingen seiner ehrgeizigen Pläne scheitern könne. Um so mehr war er entschlossen, ohne alle

fremde Beihülfe, auf andere Weise sein Vorhaben schleunigst ins Werk zu setzen. Ein böser Vorsatz ging ihm plötzlich durch den Sinn. Von diesem angetrieben sprang er hastig vom Tische auf und suchte seine glühende Stirn durch einen Gang ins Freie abzukühlen.

Unterwegs zog er seinen Diamantring vom Finger, spielte damit in der ihm gewöhnlichen selbstgefälligen Weise und sagte zu sich selbst:

„Jedermann muß denken, daß dieser Ring mir angehört. Nun wohlan, in der That ist dem auch fast so, denn die Rechte des Eigenthümers verjähren, wenn er gar nichts von sich hören läßt. Es ist ja höchst fraglich, ob er überhaupt nur noch am Leben ist. Ja, was zögere ich doch noch lange? Ich kann den Ring recht gut als den meinigen betrachten. Ich trage aber ein todtes Capital mit mir herum, denn in der niedern Sphäre, in der ich verurtheilt bin, kläglich fortzuvegetiren, weiß man solch ein Kleinod nicht zu würdigen und zu schätzen, und sieht es wohl gar in rohem Unverstand für einen Kieselstein an. Ich will den Ring verkaufen und mir auf diese Weise den leichtesten Weg zum Ruhme bahnen. Wenn auch jetzt meine That noch geheim gehalten werden muß, so wird dereinst doch sicherlich, früher oder später, die Sonne unsres Sieges glanzvoll aufgehen und ein herrlicher, strahlender Tag anbrechen, der uns arme Flüchtlinge reichlich entschädigen soll für unsre gegenwärtige Erniedrigung."

Bei diesem Selbstgespräch hatte er das Ufer des

Sees erreicht, wo das Dampfschiff gerade im Begriff der Abfahrt nach Neuchatel war. Diese Gelegenheit kam wie gerufen, um den Verkauf des Ringes an einem fremden Ort und in einer volkreichen Stadt ins Werk zu setzen. Er sprang in das Boot, das bald vom Lande abstieß und ihn dem Ziele seiner erträumten Größe entgegenführte.

Der Morgen war angebrochen und Jertschiwitsch von seinem Ausflug nach Neuchatel noch immer nicht zurückgekehrt.

Warnbeck wunderte sich zwar über den Leichtsinn und die Nachlässigkeit des Lehrers seines Kindes, allein demungeachtet war es ihm ein wohlthuendes Gefühl, der beständigen Anwesenheit des Fremdlings einmal überhoben zu sein. Vergnügter als gewöhnlich ging er an die Arbeit und als er des Abends nach Hause kam und sein Wilhelm ihm frohlockend entgegen sprang, fragte er sogleich, ob der Pole zurückgekehrt sei. Bei der Nachricht von seiner Abwesenheit war ihm ein Stein vom Herzen genommen.

„Nun sind wir doch endlich wieder einen Abend allein und ungestört!“ rief er aus und schloß seine Frau mit Innigkeit in seine Arme. „Komm, meine liebe Gertrud, wir wollen wieder einmal nach alter Gewohnheit unser liebes Plätzchen unter der Eiche aufsuchen, wo wir früher den Feierabend zuzubringen pflegten.“

Wilhelm wollte den Eltern in den Garten nachfolgen, allein sein Vater winkte ihm, zurückzubleiben.

Nachdem sie sich unter dem Schatten der Eiche niedergesetzt hatten, legte Gertrud ihre Hand auf den Arm ihres Mannes und sagte: „Jetzt sehe ich doch, mein lieber Theodor, daß Du mir nicht zürnst. Ich war in der That gestern recht in Sorge darum.“

„Ach, daran war kein Gedanke!“ rief Warnbeck. „Im Gegentheil bin ich Dir eine Erklärung meines Benehmens schuldig — ich wäre ja nimmermehr so rauh und streng in meinen Worten gegen Dich gewesen, wenn nicht ein gegebenes Versprechen mich verhindert hätte, Deine Bitte zu erfüllen.“

„Ich bin in der That neugierig zu hören, was das für ein Versprechen sein mag.“

„Ich habe Rübentraut mein Ehrenwort gegeben, nie Mitglied einer politischen Verbindung zu werden, noch eine von denselben mit Geldbeiträgen zu unterstützen.“

„Du gehst aber doch zuweilen in das Lesekränzchen mit dem Bibliothekar.“

„Das thun wir, um mit der Welt fortzuschreiten; wir sind aber bei den Versammlungen nur als Gäste und nicht als thätige Mitglieder anwesend.“

„Rübentraut befestigt sich immer mehr und mehr in Deinem Vertrauen und wenn ich ihm auch dies von ganzem Herzen gönne, so thut es mir andrerseits doch wehe, daß in demselben Maaße Deine Zuneigung

zu Schwindelmeyern und dessen Frau abzunehmen scheint."

„Daß Ottilie unser Haus meidet, kann mir freilich nur erwünscht sein; sie ist eine Emanzipirte und bringt Dir verworrene Begriffe über häusliche Lebensverhältnisse bei; sie nährt in Dir den Hang zu einem bigotten Katholizismus, der eine Kluft zwischen uns zu eröffnen droht. Ach wie war das früherhin doch ganz anders unter uns. Mit inniger Freude nahm ich bei Dir eine Hinneigung zu meinen Ansichten wahr. Ein aufrichtiger christlicher Glaube, der sich nicht in Beobachtung äußerer Formen, sondern in seinen segensreichen Wirkungen auf unsre Denk- und Handlungsweise kund giebt, sollte uns immer inniger vereinigen."

„Und diese Veränderung, die Du an mir wahrzunehmen meinst, sollte Ottilie veranlaßt haben?"

„Noch schmerzlicher wäre es mir, wenn ich sie tiefer liegenden Gründen zuschreiben müßte," fügte Warnbeck mit einem durchdringenden fragenden Blick hinzu.

„Die nächsten Fasttage sollen von mir unbeachtet gelassen werden," sagte Gertrud. „Du sollst hinfort nicht mehr unangenehm berührt werden, durch meine Anhänglichkeit an Religionsgebräuche, die aus meinen Kinderjahren stammen."

Warnbeck stand jetzt hastig von seinem Sitz auf, strich mit der Hand über die Stirn und sagte mit einem Ausdruck der Stimme, wodurch sich ein peinliches und

unbehagliches Gefühl verrieth: „Dort kommt Schwindelmeyer mit seiner Frau. Sie nähern sich unserem Hause und wollen, wie es scheint, uns einen Besuch machen.“

„Du wirst sie doch nicht unfreundlich empfangen!“ rief Gertrud.

„Meine Hand darauf, liebe Frau; ich thue Dir nicht wieder das Herzeleid an, Deine Freundin so ungastfrei bei mir aufzunehmen, wie das letzte Mal.“

„Meinen herzlichsten Dank für dies Versprechen. Du gestattest wohl, daß ich ihnen entgegengehe?“

„Ich werde Dich begleiten und Schwindelmeyern mit seiner Frau auffordern, den Abend bei uns zuzubringen.“ —

Schwindelmeyer, der stets das Herz auf der Zunge zu haben pflegte, begann sogleich bei seinem Eintritt in das Haus seine Werbung für seinen Verein. Er war nicht wenig überrascht darüber, daß sein Freund diesmal so unerbittlich sich zeigte und auch nicht einmal das allergeringste Schwanken verrieth, auch nicht nach seiner früheren Gewohnheit versprach, die Sache in Ueberlegung zu ziehen.

Diese unerschütterliche Charakterfestigkeit und Bestimmtheit war ihm bei dem milden, nachgebenden Sinn des Freundes eine bisher noch ganz neue Erscheinung. Der Grund davon lag darin, daß Warnbeck nur so lange zu keinem Entschluß kom-

men konnte, als er in der Erkenntniß des Rechts und Unrechts noch schwankte, sobald er aber von ersterem überzeugt war, so konnte ihn auch keine Macht der Welt von einem einmal gefaßten Entschlusse abbringen.

Zwölftes Capitel.

Die Pläne der politischen Flüchtlinge, die darauf hinzielten, bei einer Zusammenkunft sich zu neuen Thaten zu begeistern und über die Mittel zur Ausführung derselben zu berathen, wurden eher ins Werk gesetzt, als sie es selbst erwarteten. Zu denen, welche am meisten dazu beigetragen hatten, gehörte Jertschiwitsch, der nicht allein zu solchen Dingen eine große Anstelligkeit besaß, sondern gegenwärtig auch die Mittel zur Ausführung eines solchen Vorhabens in Händen hatte, da er durch den Verkauf des Diamantringes in Besitz einer bedeutenden Summe Geldes gelangt war. Seine Thätigkeit für den Verein zog ihn natürlicher Weise eine Zeit lang von seinem Berufe als Lehrer und Erzieher sehr ab, worüber die Familie Warnbeck schon vielfaches Bedauern ausgesprochen hatte. Man hegte darüber mehrfache Vermuthungen, konnte der Sache aber nicht auf den Grund kommen, weil der Pole sein Vorhaben mit großer Schlauheit geheim

hielt. Indem er vorgab, nur aus Gesundheitsrücksichten und um sich von langjährigem Kummer zu zerstreuen, eine Vergnügungsreise machen zu wollen, begab er sich von Biel nach einem in der Nähe von Bern gelegenen Dorfe, wo er ganz unter der Hand die Ausführung seiner Pläne betrieb. Da er selbst als verdächtiger Flüchtling es nicht wagen durfte unmittelbar mit der Regierung in Unterhandlungen zu treten, so bediente er sich zu diesem Zweck eines gewissen Schriftsetzers Roth, der aufs Pünktlichste alle seine Aufträge ausrichtete.

Durch dessen Vermittelung setzte er sich in Verkehr mit dem radikal gesinnten Regierungsrath Rochi und brachte dann wirklich zuletzt die gewünschte Zusammenkunft bei Steinhölzle zu Stande.

Dieselbe erhielt zwar die Benennung eines Handwerkerfestes, war aber im Wesentlichen von einer Verschwörung nicht viel unterschieden. Außer den Inländern und Rädelsführern waren noch Polen, Italiener, Franzosen und Deutsche aus den verschiedenartigsten Menschenklassen anwesend, unter denen die deutschen Handwerker, 150 an der Zahl, eine Hauptrolle spielten. Wegen der überwiegenden Anzahl deutscher Fremdlinge hatte man bei Anordnung der Feier das Hambacher Fest sich zum Vorbild genommen. Die Versammlung nahm an Tischen Platz, welche ein Viereck bildeten, in dessen Mitte eine deutsche schwarz-roth-goldene Fahne aufgesteckt war, während man in einem Kranz ein litho-

graphirtes Tuch mit einer Abbildung des Hambacher Festes und den Bildnissen der bedeutendsten Anstifter davon, als Siebenpfeifer, Wirth, Rauschenplatt und noch mehreren Anderen. Das Beginnen bei dieser Veranlassung wurde von den Rednern des Tages nur als ein geselliges Mahl freisinniger Männer dargestellt, welche zusammengekommen wären, um unter einander das Band der Freundschaft und Brüderlichkeit zu befestigen. Von Zeit zu Zeit wurden auch patriotische Lieder gesungen und die gedruckten Texte derselben an die Versammlung ausgetheilt. Eine glänzende Bewirthung, welche die Köpfe der jungen Handwerker erhitzte und für die neuerungssüchtigen Ideen der eigentlichen Leiter des Festes zugänglich machte, durfte natürlicher Weise nicht fehlen. Als Frohsinn und Begeisterung in der Gesellschaft den höchsten Grad erreicht hatten und das Echo eines vielstimmigen Männerchorgesanges in Wald und Bergen wiederhallte, sprang Jertschiwitsch von seinem Sitze auf, entfaltete eine große schwarz-roth-goldene Fahne und brachte dabei allen republikanischen Staatsverfassungen ein donnerndes Lebehoch, in welches man von allen Seiten her einstimmte. Eine andere kleinere Fahne mit den Farben Oesterreichs wurde vom Stock gerissen und mit Füßen getreten. Darauf kehrten die Versammelten paarweise gehend, mit Eichenlaub bekränzt und Freiheitslieder singend, nach Hause zurück.

Der unsinnige Auftritt, welcher, wie Augenzeugen

es bestätigen, sich buchstäblich in dieser Weise zutrug, zog wichtigere Folgen nach sich, als man es hätte erwarten sollen. Uneinigkeit mit den Nachbarstaaten, Zerwürfnisse im Innern des Landes gingen daraus hervor. Nur die stolzen schweizer Patrizierhäupter blieben in ihrer Sinnesweise unberührt von den wechselvollen Tagesereignissen. Sie hatten ihre Ohnmacht, den Strom der Zeit zu hemmen, genugsam erkannt und gezeigt, weshalb sie nun gegen das Treiben der Welt eine scheinbare Gleichgültigkeit annahmen und in selbstbeschaulicher Einsamkeit und Thatenlosigkeit in ihren Landhäusern lebten. Indessen standen sich jetzt eine Zeit lang die beiden Hauptparteien in der Schweiz, diejenigen der Radikalen und Liberalen entschiedener gegenüber, als je zuvor; aber gerade diese übermäßige Exaltation brachte manchen früher noch so excentrischen Radikalen in das rechte Gleis eines gemäßigten Liberalismus zurück. Diese vernunftgemäße Umkehr zu befördern, waren einige rechtschaffene, schweizer Patrioten ernstlich bemüht.

Zu diesen gehörte namentlich der mit Ruhm gekrönte Sieger bei Küßnacht, der Hauptmann Burkhardt. Nicht eitler Ehrgeiz war die Triebfeder seiner Handlungen, sondern nur das reine, edle Streben, das Wohl seiner Landsleute zu befördern. Die Erinnerung an das bei Küßnacht vergossene Bürgerblut erfüllte ihn mit so tiefer Wehmuth, daß er seitdem die Befehlshaberstelle über die Eidgenossen niedergelegt und sich

in den Privatstand zurückgezogen hatte, wodurch er an Mußestunden gewann, welche nicht wenig zum Glück seiner Familie beitrugen. Demungeachtet blieb seine segensreiche Thätigkeit für vaterländische Interessen unausgesetzt, wenngleich er mehr im Stillen wirkte und seine Verdienste nicht mehr wie früher durch Lorbeerkränze belohnt wurden. Im engeren Kreise der Nachbarschaft erwarb er sich allwärts Liebe, Achtung und Vertrauen. —

Wodurch er sich unter den gegenwärtigen Zeitumständen am nützlichsten machen konnte, lag auf der Hand. Er besuchte von Zeit zu Zeit als Gast die politischen Vereine, um zu milden Maßregeln und zu freundschaftlicher Einigung der verschiedenen Parteien zu rathen. Das Bieler Lesekränzchen blieb nicht unbeachtet von ihm, wozu er sich theilweise durch die Erinnerung bewogen fühlte, daß Schwindelmeyer und Jertschiwitsch in den Reihen seiner kleinen Kriegerschaar bei Küßnacht tapfer gekämpft hatten.

Es war bald nach dem sogenannten Handwerkerfest bei Steinhölzle, als er eines Abends in dem Lesekränzchen als Gast erschien.

Die neuesten Tagesereignisse hatten in diesem Kreise eine Gährung, einen Parteigeist und eine Erbitterung hervorgerufen, wie sie früherhin noch nie zu finden gewesen waren. Einige von den exaltirtesten Vereinsmänner, als die beiden Gymnasiallehrer Weingart und Ernst Schüler, der Dr. Breitenstein,

klagten über gar zu große Nachgiebigkeit von Seiten der schweizer Regierungen gegen das Ausland und über Verletzung der Nationalehre und wünschten sogar, daß die Anmuthungen und Angriffe vom Ausland nur noch stärker kommen möchten, damit es einmal endlich zur Entscheidung komme, allein sie bedachten dabei nicht, wie wenig dieselben vielleicht ihren Hoffnungen entsprochen haben würde.

Die aufwieglerischen Reden dieser Männer erregten Burkhardts gerechten Unwillen und er trug daher kein Bedenken mit Offenheit und ohne Scheu der ganzen Versammlung entgegen zu treten, denn obgleich wohl manche andersdenkende Männer unter ihnen sein mochten, so wagte man doch nicht den Widerspruch gegen die Mehrzahl.

„Laßt uns bedenken, meine Herren,“ sagte er, „daß wir durch das Pflegen und Hegen gewisser politischer Abenteuerer, welche nur darauf ausgehen, im In- und Ausland Wühlereien zu stiften, uns schwer an den Nachbarstaaten versündigen. Letztere verlangen von der Schweiz die Ausweisung derartiger Ruhestörer und wir Schweizer sind verpflichtet, die Gerechtigkeit solcher Forderungen anzuerkennen. Hat die Schweiz dem Ausland nicht Neutralität gelobt? Wäre eine hartnäckige Weigerung, den Anforderungen des Auslandes zu genügen, nicht in dem jetzigen Augenblick sündhafte Wortbrüchigkeit? Wir können nicht umhin, uns solche Fragen zu bejahen, und deshalb, meine Herren, wollen wir uns

ohne Widersetzlichkeit und Murren darein ergeben, daß diejenigen Flüchtlinge ausgewiesen werden, welche von der Regierung als der allgemeinen Ruhe gefährlich erkannt worden sind."

„Unser Herr Hauptmann," sagte Warnbeck, „hat ein strenges, aber wahres Wort gesprochen. Die politischen Vereine, und namentlich die Ausländer in denselben, haben unser Vaterland als Standquartier erwählt, um von ihm aus ihre revolutionäre Wirksamkeit über ganz Europa zu verbreiten. Das ist unstreitig eine Verletzung der schweizerischen Neutralität."

„Zugestehen muß man unserem Vereine demungeachtet," rief Breidenstein, „daß wir wackere, tüchtige Männer aufzuweisen haben."

„Das will ich nicht in Abrede stellen," fuhr Warnbeck fort. „Hätten nun aber die Vereinsmänner einen Sieg über ihre Gegner gewonnen, so würden sie sich unter einander ebenso wenig einigen können über das eigentliche Ziel ihres Strebens, als fähig sein, zur Ausführung desselben die rechten Mittel zu erwählen."

Schwindelmeyer hätte früherhin gegen diese Behauptung lebhafte Einsprache gethan, diesmal aber blieb er stillschweigend. Er war von seinem Enthusiasmus und von seinen Illusionen über das Vereinswesen gar sehr zurückgekommen, worin er noch mehr bestärkt worden war, als er, der letzten Versammlung bei Steinhölzle beiwohnend, nur zu deutlich gesehen hatte,

wie wenig man auf die Wahrung vaterländischer Interessen bedacht gewesen war. Er vermochte es aber doch nicht, eine entschiedene Umkehr laut werden zu lassen, denn es erfordert immerhin eine nicht geringe Selbstverleugnung, offen zu bekennen, daß man sich in einer lang und werth gehegten Meinung getäuscht hat und nun noch überdies zu sehen, wie dieselbe Partei, der man bisher mit innigster Ueberzeugung angehörte, im Sinken begriffen war. Aus diesem Grunde wünschte er recht lebhaft, daß ein früherer Gesinnungsgenosse statt seiner der radikalen Partei das Wort reden möchte und sah sich nach dem Polen um, um ihn dazu aufzufordern. Vergeblich durchsuchte sein Blick die mit Menschen so dicht angefüllten Räume der Zimmer. Jetzt erst wurde er und die übrige Gesellschaft darauf aufmerksam, daß Jertschiwitsch diesmal fehlte. Dies erregte allgemeines Staunen, das sich bei den Vereinsmitgliedern fast bis zur Bestürzung steigerte, denn sie erkannten in diesem Manne einen ihrer gewandtesten Redner bei Versammlungen, ihren geschicktesten Sachwalter in gefahrdrohenden Augenblicken, ihren tüchtigsten Führer, wenn es nur nicht zu irgend einer thatsächlichen Entscheidung kommen sollte, der sie mit Sehnsucht entgegenhofften. Heute fehlte Jertschiwitsch zum ersten Male im Lesekränzchen und die Anwesenden sahen sich einander mit fragenden Mienen deshalb an. Viele von ihnen mochten wohl eine Aenderung der Sinnesweise bei dem Polen vermuthen, allein diese Vermuthung wagte

man nicht auszusprechen und so gingen einige Augenblicke des peinlichen Stillschweigens durch die Runde.

Da erhob sich Burkhardt zum zweiten Male von seinem Sitz, um das Wort zu nehmen.

„Ich sehe wohl," sagte er, „daß einigen der verehrten Anwesenden die Rede auf der Zunge schwebt und sie demungeachtet nicht den Muth haben, sich auszusprechen. Woher dieser Mangel an Vertrauen und Offenheit?"

„Ich billige vollkommen Ihre Frage, mein werther Herr Hauptmann," sagte Schwindelmeyer. „Ich erkenne den Werth Ihrer wohlmeinenden Gesinnungen und Ihre Worte, die vom Herzen kommen, sprechen wieder zum Herzen. Deshalb wollen wir auch offen gegen einander sein. — Wir Alle, die wir hier versammelt sind, sind noch immer nicht von dem rechten Geist durchdrungen und beseelt."

„Ich stimme Ihnen bei," fuhr Burkhardt fort. „Es fehlt der echte wahre Liberalismus, wie er dem Schweizer aus guter alter Vorzeit eigen war. Die ersten Erfordernisse dazu sind Eintracht, Liebe zum Vaterland, Gehorsam gegen die Landesgesetze, Hochschätzung der Obrigkeit."

„Sie lieben doch wohl gar zu sehr das Alte und Bestehende," fiel ihm Breidenstein ins Wort.

Burkhardt ließ sich aber nicht irre machen und fuhr fort: „In Eurer Mitte ist ein tadelnswerther Parteigeist, eine kleinliche Selbstsucht aufgekommen, die wie

eine verderbliche Wucherpflanze auch in den Herzen der Edelsten und Besten anfängt, Wurzel zu fassen. Drum ermahne ich Euch, das Band der Brüderlichkeit unter einander wieder fester und inniger zu knüpfen."

Sämmtliche Anwesende erkannten wohl die Wahrheit dieser Worte und blieben nicht gefühllos dabei.

Schwindelmeyer war der erste unter ihnen, welcher dem Hauptmann herzlich die Hand reichte und ihm das Versprechen gab, fortan in periodischen Blättern keine Aufsätze mehr zu veröffentlichen, durch die er mit einer schweizer Behörde in Opposition gerathen könne. Seinem Beispiele folgten noch mehrere andere anwesende Mitarbeiter des „Flüchtlingsblattes."

So war es denn auch diesmal dem Hauptmann Burkhardt gelungen, durch zeitgemäße Ermahnung die exaltirten Gemüther der politischen Schwärmer zur Mäßigung, Milde und Einigkeit zurückzuführen.

In seinem Sinne mochten damals wohl noch mehr echte schweizer Patrioten wirken. Die nächste Folge davon war, daß man anfing, solchen politischen Flüchtlingen, welche die ihnen dargebotene Gastfreundschaft mißbrauchten, keine fernere Protection mehr angedeihen zu lassen.

Die schweizer Regierungen wiesen einige verdächtig gewordene Flüchtlinge aus der Schweiz aus und waren nun wiederum auf eine Zeit lang mit den Nachbarstaaten ausgesöhnt.

Mazzini stand wohl auch auf der Liste der des Asylrechts verlustigen Flüchtlinge, allein sein Aufenthaltsort war nie zu ermitteln gewesen. Er hielt sich abwechselnd bald in dieser, bald in jener einsamen Gegend der Schweiz auf und pflegte dabei seine weitverzweigten Verbindungen im In- und Ausland.

Dreizehntes Capitel.

Welch' eine reiche Fülle der glänzendsten Hoffnungen mochten die Flüchtlinge verbinden mit dem Hinblick auf das sogenannte Volksfest bei Steinhölzle! Sie mochten wohl glauben, von nun an dem In- und Auslande gegenüber eine imponirende Stellung einnehmen zu können, oder waren kühn genug, zu wähnen, jetzt sei der entscheidende Augenblick gekommen, um in ganz Europa eine Staatsumwälzung hervorzubringen. Bittere Täuschungen folgten ihren Erwartungen, denn sie erkannten nur zu bald, wie sie ihrer Sache mehr geschadet als genützt hatten, indem von nun an jeder ihrer Schritte von der Regierung genau überwacht und ihr geheimes Wirken in Vereinen immer mehr und mehr gehemmt wurde. —

Unter den in Biel wohnenden Flüchtlingen konnten dies wenige so schmerzlich empfinden, als Jertschiwitsch, denn nur wenige unter ihnen mochten es sich so große Opfer und Mühen haben kosten lassen, die Ver-

sammlung in's Werk zu setzen. Seine neuesten Thaten, die, wie er meinte, ihm den Weg zum Ruhme bahnen sollten, mußten, nach der mißlichen Wendung der Dinge, geheim gehalten werden, als ob er ein Verbrechen begangen habe, und überdies sprach ihn ja sein Gewissen keineswegs frei von schwerem Schuldbewußtsein, so daß sich mit der Scheu vor dem weltlichen Richterspruch auch die vor dem göttlichen in seinem Innern verband — eine Stimme — die jetzt auf einmal alle Foltern und Qualen wach rief, die seine Sinne in einen Zustand dumpfer Betäubung versetzte.

Bei dem Wechsel mannichfaltiger Eindrücke, die während seiner Ausflüge nach Bern und während seiner Unterhandlungen mit der Regierung, seinen Geist und seine Phantasie beschäftigten, blieb er weit entfernt von der Einkehr in sein Inneres, welche sich nun aber nicht länger unterdrücken ließ, sobald er einmal wieder in das gewöhnliche Gleis des Alltagslebens zurückgekehrt war. Nach Art excentrischer Gemüther, ergriff auch er Alles, was er durchzusetzen wünschte, anfänglich mit aller Gluth seiner Gefühle, erschlaffte aber auch in seinem Eifer um so schneller, wenn sich ihm unüberwindlich scheinende Hindernisse darboten. In diesem Augenblicke hatte er auch den festen Entschluß gefaßt, seine Wirksamkeit für das „junge Europa" gänzlich aufzugeben. Eine Zeit lang fehlte er jedesmal im Lesekränzchen und das eine Mal, wo es zusammengekommen war, saß er noch in später Abendstunde

allein in seinem Zimmer am Schreibtisch und hatte ein aufgeschlagenes Buch vor sich liegen. Sein Antlitz war bleich und seine Wangen eingefallen, die linke Hand, auf die sein Kopf sich stützte, durchwühlte das dichte Lockenhaar und das tief liegende Auge schweifte unstet und wirr in den dunkelsten Räumen des Zimmers umher. Jetzt fuhr er plötzlich auf wie aus einem Traum erwacht, indem er bemerkte, daß der Schimmer seiner Lampe immer matter und matter wurde und kaum mehr hinreichte, um das vor ihm liegende Papier zu erleuchten. Er schraubte sie herauf und schickte sich dann an, in dem vor ihm liegenden Tagebuch Folgendes niederzuschreiben.

Tagebuch.

„Bald werden drei volle Jahre verflossen sein, seitdem ich aus der Hand des sterbenden Freundes jenen Diamantring zur Aufbewahrung erhielt, der fürwahr wie ein Talisman meinen Finger umschlossen hat. Seitdem ich mich dessen entäußerte, flieht ein erquickender Schlaf mein müdes Auge und trotz dem befällt mich in den drückend warmen Sommernächten ein peinlicher Zustand des Halbschlummers voll banger Träume und düsterer Phantasiegebilde. Bald sehe ich den Freund mit den letzten Todesqualen ringend vor mir auf dem feuchten Rasen liegend, bald steht sein Sohn vor meinen Augen so deutlich, als ob ich ihn jetzt lebend vor mir sähe. Entsetzlich, wenn der Traum zur

Wahrheit würde, wenn er nun wirklich vor mir stände und den Diamantring, sein eignes Gut, zurückforderte — sein Anblick schon müßte mich vernichten. Weshalb verfolgt mich doch jetzt so beharrlich dieses Schreckensbild, dessen Verwirklichung so höchst unwahrscheinlich ist? Ist's das Vorgefühl irgend einer nahenden Gefahr, oder das eigene Schuldbewußtsein, das mir dasselbe vor Augen führt? Nun, was sinne ich noch lange? Letzteres läßt sich ja leicht beseitigen durch eine Beichte. Ein Beichtvater ist nicht in der Nähe und so bleibt mir denn kein anderer Ausweg, als meinem Herzen durch Tagebuchbekentnisse Luft zu machen. Nun wohl an, es sei ihm alle meine Schuld bekannt. —

Daß ich mich in das wilde Treiben der Revolutionen hineinstürzte, daß auch ich dazu beitrug, manchen Tropfen Blutes nutzlos zu vergießen, ist ja nur ein Vergehen, dessen tausend Andere zugleich mit mir sich schuldig machten. Wohl denen, die dies thaten im Rausche eines jugendlichen Enthusiasmus! Ihr Erwachen wird zwar auch schmerzlich sein, doch schmerzlicher noch ist die Enttäuschung derer, die in reiferen Jahren mit ruhiger Ueberlegung und vielleicht nicht immer aus den reinsten Motiven in dieser Sache handelten.

Unter allen Aufwieglern bin ich selbst jedenfalls der Strafbarste — in eitler Verblendung gedachte ich Ruhm zu ernten und jetzt bin ich ein Betrüger, ein Dieb geworden, der es nicht mehr wagen darf, einem

Ehrenmanne jemals wieder frei in's offene Antlitz zu schauen.

Kehre ich auch zurück bis in die Annalen meiner Vorfahren, so bin ich sicherlich der Einzige in unserer Familie, der eines solchen Verbrechens sich anzuklagen hat. Ach, Ihr ehrwürdigen Ahnen, wenn Ihr aus Eueren Grüften auferstehen könntet und über mich Gericht zu halten hättet, Ihr würdet mich sicherlich ausstoßen aus Euerem alten ehrenwerthen Hause, Ihr würdet mich für unwürdig erklären, fortan Eueren Namen zu führen. Fromm und gottesfürchtig seid Ihr auch gewesen und hättet schwerlich so wie ich mit Gott und der Religion ein leichtsinniges Spiel getrieben und einen falschen Schein der Frömmigkeit angenommen, nur um ein argloses, schwaches Frauenherz irre zu leiten." —

Dies niederschreibend, ward er gewahr, daß der alte Fehler des Hochmuthes sich seiner bemächtigt hatte und er hielt plötzlich ein, indem er ausrief:

„Ich habe nicht Gott, sondern meinen Ahnen gebeichtet. — Diese können mir nichts helfen. — Ich muß nothwendig nach einer katholischen Stadt mich begeben und von einem Beichtvater mir Absolution erkaufen."

In sich selbst unschlüssig, ob er nicht wirklich ein streng gläubiger Katholik werden solle, war ihm in diesem Augenblick das Gefühl seiner Armuth um so drückender. Er hatte all sein baares Geld dahinge-

geben, um seinen Ehrgeiz zu befriedigen und besaß jetzt nicht mehr die Mittel, um sich durch Geld seiner Sündenlast zu entledigen.

Eine plötzliche Umkehr ging in ihm vor, indem alle dämonischen Mächte seines Wesens wachgerufen wurden. Das nächste Ziel seiner neu belebten Bitterkeit und seiner menschenfeindlichen Gesinnung war nun wiederum Warnbeck und dessen Frau. Konnte er doch, der Heimathlose, sich nur dadurch an der Gesellschaft rächen, daß er allwärts, wo es ihm möglich war, häusliches Glück und heimathliches Ruhegefühl zerstörte.

„Der Rückweg, um ein rechtlicher Mann zu werden, ist mir abgeschnitten,“ sagte er, „nun nur weiter fort auf der einmal betretenen Bahn. Ich muß dies arme, schwache Frauenherz, das durch ein leises Widerstreben mir nur zu deutlich zeigt, wie es sich zuletzt doch gefangen geben wird, mir vollends zu eigen machen.“

Mit diesen Worten legte er sein Tagebuch bei Seite, stand auf und lehnte sich in das offen stehende Fenster.

Es war eine ungewöhnlich helle Nacht und die volle Scheibe des Mondes sandte ihre milden Strahlen durch das offene Fenster in das Zimmer hinein. Die Bäume warfen lange, finstere Schatten und in dem Laubwerk regte sich nicht der mindeste Luftzug, tiefe feierliche Stille herrschte ringsum, welche nur unterbrochen wurde durch das Flöten einer Nachtigal, die sich in den

höchsten Wipfeln des alten Nußbaumes vernehmen ließ. In düstere Träumerei versunken, hatte der Pole ihr eine Weile zugehört, als er plötzlich Tritte hörte und bald auch an dem Schatten wahrnehmen konnte, daß eine hohe männliche Gestalt um die Ecke des Hauses kam und sich seinem Fenster näherte. Seine erhitzte Phantasie spiegelte ihm vor, in ihr den Erben des Diamantringes deutlich zu erkennen und er zog sich schnell vom Fenster zurück.

„Du erschrickst wohl gar vor mir?" fragte die räthselhafte unerwartete Erscheinung, welche jetzt wirklich dicht unter dem Fenster stand.

Jetzt erst ward Jertschiwitsch seinen Irrthum gewahr. „Ach, Du bist es, mein theuerer Mazzini!" rief er hoch erfreut. „Welch ein Trost liegt in dem Klange einer Freundesstimme, wenn man sich so namenlos unglücklich und verlassen fühlt, wie ich es jetzt bin."

Nachdem er ihm mit dieser Begrüßung die Hand zum Fenster herausgereicht hatte, ging er ihm bis vor die Hausthüre entgegen und führte ihn in sein Zimmer. Hier ließen sich die beiden Freunde gemüthlich auf dem Sopha nieder, worauf Mazzini theilnehmend fragte, weshalb der Pole in Blick und Worten einen so tiefen Kummer zeige.

„Wollte ich dies Alles Dir erzählen," seufzte der Pole, „so würde ich kein Ende finden."

„Solltest Du nicht in manchen Dingen gar zu schwarz sehen,“ fragte Mazzini. „Sieh, ich meinerseits habe noch lange nicht die Hoffnung aufgegeben, daß die Sache unseres Vereins noch eine günstige Wendung nehmen kann.“

„Diese Illusion wollen wir uns nur gänzlich aus dem Sinne schlagen. Ist uns nicht von allen Seiten die Möglichkeit eines ferneren Unternehmens abgeschnitten? Frankreich ist jetzt unser gewaltigster Feind, denn es verdächtigt uns, die wiederholten Mordversuche auf seinen scheinbaren Bürgerkönig veranstaltet zu haben; Preußen bewacht uns durch seinen Gesandten; die Schweiz selbst entzieht uns armen Flüchtlingen immer mehr und mehr ihr Vertrauen und ihre frühere Zuneigung.“

„Letztern Staat wollen wir schon wieder zu gewinnen suchen. Mein neues Werk „Glaube und Zukunft,“ wird demnächst erscheinen und die Schweiz aufs Neue zur Theilnahme an unseren Vereinen aufmuntern.“

„Ach, mein theuerer Freund! Es ist wohl eine gar schwierige Sache, mit seinen Ideen so durchzudringen, daß ein Buch volksthümlich wird.“

„Darüber späterhin ein Näheres, wenn ich Zeit haben werde, Dir Stellen aus meinem Manuscript vorzulesen. Für jetzt will ich mir nur Deine Mitwirkung für unsere politischen Zwecke erbitten.“

„Was soll ich, der Heimathlose, mit gebrochenem Herzen Euch für Beistand leisten können!“

„Theile ich nicht mit Dir ein gleiches Schicksal?“

„Ach ja wohl! Wehe uns Flüchtlingen! wir gleichen einem gehetzten Hirsche, der aus vielen Wunden blutend noch immer rastlos weiter eilt, bis er endlich kraftlos niedersinkt und seinen Verfolgern in die Hände fällt. — Was aber außer den großen uns gemeinsam treffenden Leiden, mich persönlich noch tief schmerzt und kränkt, darüber laß mich schweigen.“ —

„Ich will Dich nicht weiter mit Fragen bestürmen, allein als Freund rathe ich Dir, nicht einer Muthlosigkeit Dich hinzugeben, die jeden Rettungsanker mit einem entsetzlichen Nein von sich zurückweist. Doch nun zur Sache. — In acht Tagen wird zu Lausanne eine große Versammlung liberaler Vereine stattfinden, wozu Dich einzustellen ich Dich auffordere.“

Jertschiwitsch vergegenwärtigte sich sogleich die Möglichkeit, bei dieser Gelegenheit den rechtmäßigen Erben des Ringes antreffen zu können und erwiderte seinem Freunde etwas kleinlaut:

„Wir haben doch gesehen, wie wenig günstigen Erfolg das letzte Volksfest bei Steinhölzle gehabt hat. Wozu denn also eine zweite derartige Versammlung?“

„Deine ausweichende Antwort hat fast den Anschein einer veränderten Sinnesweise.“

„Das wirst Du mir doch nicht zutrauen, guter Mazzini. Ich theile nur nicht die Ansicht, daß gerade dieser Weg zum Heile führen wird.“

„Nun, so laß Deine Vorschläge hören."

„Ich habe alle meine Hoffnungen auf einen Sieg der katholischen Kirche über die weltlichen Regenten gesetzt. Nur dann ist zu erwarten, daß in den Staatsverfassungen von ganz Europa eine Umwälzung nach unserem Wunsche vor sich gehen kann."

„Auf einen solchen Sieg der Kirche können wir wohl noch ein ganzes Menschenalter warten."

„Meiner Ansicht nach ist derselbe gar nicht so sehr fern. Bedenke nur die religiösen Bewegungen in der Schweiz, in Frankreich und in Deutschland, welche sämmtlich eine Gegenwirkung sind von der heillosen Verstandesreligion, die eine Zeit lang sich Eingang zu verschaffen wußte."

„Und was gedenkst Du Deinerseits zum Siege der Kirche beizutragen?"

„Ich will mein Wirken von nun an auf einen engen Kreis beschränken, ich will die Ketzer in meiner nächsten Umgebung zu bekehren suchen, ich will fasten und beten und mich würdig machen für den heiligen Beruf, den ich mir vorgenommen habe."

„Diese Sprache ist mir gänzlich fremd an Dir. Du warst doch stets ein aufgeklärter Katholik, wie auch ich es bin."

„So viel ist gewiß, daß ich jetzt nicht mehr so freidenkend wie früher bin, allein es ist mir nicht

möglich, Dir ein klares Bild zu entwerfen von allen Veränderungen, die in meinem Seelenleben vor sich gegangen sind. Ich bin selbst jetzt in meinem Denken und Fühlen so verworren und unschlüssig, daß ich nicht vermag, mir darüber Rechenschaft zu geben."

„Schlage Dir diese düsteren Gedanken und unnützen Grübeleien aus dem Sinne und schließe Dich nicht aus von unserem Thun und Treiben. Du darfst das nächste Mal in unserer Versammlung nicht fehlen."

„Laß mir wenigstens Bedenkzeit, denn jetzt bin ich nicht fähig, einen Entschluß zu fassen. Der gegenwärtige Augenblick ist für mich so peinlich und beängstigend, daß es mir oft vorkommt, als ob über meinem Kopf ein Richtschwert an einem Haar befestigt hinge. Stürzt es herab, ohne mich zu treffen — dann — ja dann will ich Dir aufs Neue angehören."

Mazzini betrachtete den Sprechenden mit einem Ausdruck des innigsten Mitleidens, denn es kam ihm vor, als ob er wahnsinnig geworden sei. Er legte die Hand liebreich auf dessen Schulter und sagte:

„Lebe wohl. Meine Zeit ist abgemessen. Wie Du wohl weißt, darf ich hier in Biel den Anbruch des Tages nicht erwarten, ohne mich der Gefahr, verhaftet zu werden, auszusetzen."

„Wo ist Dein gegenwärtiger Aufenthaltsort?" fragte der Pole.

„Noch immer in Grenchen. Besuche mich dort recht bald.“

Mit diesen Worten hatte sich Mazzini schnell entfernt und den Freund einem Zustand peinlicher Unschlüssigkeit überlassen, der ihn bis zur Morgendämmerung wach erhielt.

Vierzehntes Capitel.

Seit einiger Zeit hatten sich die Bestellungen auf die von Warnbeck erfundenen Kronleuchter und Lampen wiederum so sehr vermehrt, daß er auf Erweiterung seines Geschäftslokals sinnen, mehr Gesellen annehmen und viel auswärtige Correspondenzen besorgen mußte, und zu Anfang dieser neuen Einrichtungen nicht einmal mehr die Abendstunden im Familienkreise zubringen konnte. Dies war für seine Frau eine nicht geringe Entbehrung, zumal da noch überdies eine lange Regenzeit eingetreten war, welche ländliche Ausflüge unmöglich machte. Die gedrückte Stimmung in der sie sich befand, konnte der scharfen Beobachtungsgabe des Polen nicht entgehen. Ein gewandter Weltmann, gleich ihm, hat stets ein wachsames Auge auf die Außenwelt und weiß den passenden Augenblick zu wählen, wenn er etwas erreichen will.

Als Gertrud eines Tages allein in ihrem Zimmer am Fenster saß und nur mit einer Näharbeit beschäf-

tigt war, die den Gefühlen der Besorgniß über die schon merklich nachtheilige Veränderung ihrer Häuslichkeit freien Spielraum ließ, stürzte Jertschiwitsch ganz unerwartet in ihr Zimmer, indem er mit dem Ausdruck der tief empfundenen Wehmuth ausrief:

„Ich muß Ihr Haus schleunigst verlassen, so schwer mir auch die Trennung werden wird. Morgen in aller Frühe gedenke ich aufzubrechen. Leben Sie wohl und nehmen Sie meinen aufrichtigsten Dank hin für alles Gute, das Sie mir erwiesen haben.“

Er bedeckte hierauf das Gesicht mit beiden Händen, als ob er vor Gemüthsbewegung nicht weiter sprechen könne, währenddessen Gertrud, welche über diese Nachricht heftig erschrocken war, die Arbeit ihren Händen entfallen ließ und durch die Blässe, die plötzlich ihre Wangen bedeckte, deutlich zu erkennen gab, daß sie von einer Ohnmacht nicht weit entfernt sei. Kaum hatte sie Fassung genug, um nach dem Grunde dieser ihr so unerwartet vor Augen schwebenden Trennung zu fragen und ihre Stimme bebte, indem sie es that.

Die Wirkung, welche die Aussicht auf die bevorstehende Trennung hervorbringen würde, war der Prüfstein, an dem Jertschiwitsch erkennen wollte, ob er in seinem selbstsüchtigen Streben Getruds Begriffe über Pflicht und Religion noch mehr zu verwirren, mit Dreistigkeit fortfahren dürfe und er bemerkte nicht ohne frohlockendes Triumphgefühl, daß sein Vorhaben

ihm wahrscheinlich glücken werde. Er war auch keinen Augenblick verlegen um die Beantwortung ihrer Frage, denn einen Vorwand um das Haus zu verlassen, boten ihm die religiösen Wirren in der Schweiz, bei denen sich betheiligen zu wollen, er vorgab.

Es war nämlich bekanntlich zu Anfang des Jahres 1836, als die berner Regierung die Annahme der, die Rechte des Pabstes beschränkenden Badener Artikel beschlossen hatte und dadurch den kirchlichen Verband mit Rom auflösen wollte. Dem aber widersetzte sich die katholische Geistlichkeit, wiegelte das Volk zur offenen Empörung auf und nöthigte die Regierung, mit bewaffneter Hand einzuschreiten, um Ruhe und Ordnung wieder herzustellen. Der Aufruhr war jedoch nicht mit einem Schlage gleich gedämpft, denn es kostete mehrfache Aufgebote von Truppen, bis die rebellische Geistlichkeit und die von ihr irregeleitete Volksmasse in die Schranken der Gesetzlichkeit zurückgeführt wurde. Ihren Höhepunkt erreichten diese revolutionären Bewegungen in dem am Fuße des Jura gelegenen Städtchen Pruntrut, wo allwärts Religionsbäume aufgepflanzt wurden, mit dem Ausruf: „Es lebe die katholische Religion," und wo sogar ein Häuflein von verwegenen Frauenzimmern sich der Rebellenschaar anschloß. Diesen religiösen Schwärmern sich anzuschließen, war in der That die Absicht des Polen, für den Fall, daß seine zunächst liegenden Pläne in Bezug auf die Befriedigung seiner Eitelkeit an Gertruds Standhaftigkeit scheitern sollten.

Er schien sogar von der aufrichtigsten Begeisterung für diese Sache hingerissen zu sein, indem er ausrief:

„Ich muß mich um die Schweiz, um dies herrliche Land, das mir zur zweiten Heimath wurde, verdient zu machen suchen, und wie könnte ich dies auf irgend eine Weise besser thun, als wenn ich mich jenen frommen Schaaren anreihe, die unter der Leitung der Geistlichen Gut und Blut daransetzen, um der allein selig machenden Kirche mehr Ausbreitung und Macht zu verschaffen.“

„O, ich bitte Sie!“ rief Gertrud, „halten Sie sich fern von diesem unglückseligen Streit. Diese religiösen Schwärmer sind ja um nichts besser, als andere Wühler, die sich gegen die von Gott gegebene Landesregierung empören.“

„Das ist meiner Ansicht nach kein richtiger Vergleich. Die Kirche hat heilige Rechte an uns Katholiken, die denen gegen die weltliche Obrigkeit vorgehen. Nur von der milden und weisen Regierung des römischen Stuhles haben wir für Europas Völker Glück und Heil zu erwarten.“

„Das ist freilich eine Frage, die ich nicht wagen kann zu entscheiden, ja über die ich nicht einmal im Entferntesten ein Urtheil haben kann.“

„Als streng gläubige Katholikin dürften Sie hierüber nicht den mindesten Zweifel hegen.“

„Das bin ich wohl, allein der christliche Glaube soll sich nicht zeigen als ein hassender und verfolgender Eifer, sondern als ausharrende und vertrauende Liebe, furchtlos, thätig aufopfernd, aber nicht mit Ungeduld und Leidenschaft — nicht indem wir dazu beitragen, die Flammen eines gräuelvollen Religionskrieges mit anzuschüren und zu nähren."

„Ein förmlicher Religionskrieg wird wohl aus den kleinen Aufständen im Juragebirge noch lange nicht entstehen, obschon die Frage, um die es sich dabei handelt, nichts weniger als unwichtig ist. Was nun meine Persönlichkeit anbetrifft, so kann ich wohl nach Entscheidung dieses Kampfes noch nach irgend einem entfernten Welttheil verschleudert werden."

„Doch nicht ohne Ihren eigenen freien Willen."

„Das wohl, denn habe ich mich einmal dem Dienst der Kirche gewidmet, so muß ich auch alle ihre Missionen auf das Pünktlichste erfüllen."

„So wollen Sie sich vermuthlich bei den päpstlichen Truppen anwerben lassen, oder Jesuit werden?"

„Darüber kann ich Ihnen noch keine bestimmte Auskunft geben."

„Auf jeden Fall sind dies sehr betrübende Aussichten für uns."

„Ein heiliger, innerer Beruf ists, der mich antreibt, zu den Waffen zu greifen."

„Geben Sie nicht einen noch viel schöneren Beruf auf, indem Sie uns verlassen, indem Sie meinen

armen Wilhelm Ihren Unterricht und Ihre Erziehung entziehen? Was kann es Herrlicheres geben, als in der Seele eines Kindes die ersten Keime zum Guten zu erwecken und zu nähren? Nein, nimmermehr, Sie dürfen mein armes Kind nicht verlassen. Ich bitte Sie dringend darum, in unsrem Hause zu bleiben."

Der Pole fand es jetzt geeignet, sich erbitten zu lassen und that es auch recht gern.

„Ja, ich bleibe," sagte er, „wer könnte solchen dringenden Bitten einer liebenswürdigen Frau, einer zärtlichen Mutter widerstehen?"

„Tausend Dank!" rief Gertrud tief bewegt. „Sie haben mir einen großen Dienst erwiesen. Womit kann ich Ihnen denselben lohnen."

„Sie können mich reichlich belohnen und zwar nur, indem Sie mir offenherzig die Frage beantworten, wie es Ihnen möglich ist, so großes Leiden, das Ihnen von der Vorsehung auferlegt ist, mit so viel Sanftmuth und Ergebung zu ertragen?"

„Welche Leiden meinen Sie? Ich habe mich doch stets für eine der glücklichsten Frauen gehalten?"

„Unmöglich!"

„Weshalb unmöglich?"

„Weil die höchsten Freuden des Mutterherzens, gemeinschaftliches Versenken in die Geheimnisse der Religion, gemeinschaftliche Theilnahme an den Tröstungen

der Kirche (mit Ihrem einzigen und so innig geliebten Kinde), Ihnen unbekannt bleiben müssen."

„Das glauben Sie ja nicht. Ich habe dem Wilhelm die ersten Anfangsgründe im Religionsunterricht selbst ertheilt, ich erzählte ihm in diesen Lehrstunden biblische Geschichten und verband damit moralische Lebensregeln, die eben so gut dem Protestanten, wie dem Katholiken dienlich sein können."

„Wenn Ihnen dies genügend erscheint, so bin ich weit entfernt davon, Sie beunruhigen zu wollen, durch einen Versuch, Ihnen eine andere Meinung beizubringen. Doch nun eine zweite Frage: Bangt es Ihnen nicht vor dem Gedanken, daß Ihr Kind, ein Ketzer, der zukünftigen Glückseligkeit verlustig gehen wird?"

„Entsetzlich! Das Blut erstarrt mir in den Adern bei diesen Gedanken. Ich habe mich in der That in dieser Hinsicht nie an die Lehrsätze unsres Glaubens so buchstäblich gehalten."

„Sie nannten sich doch soeben eine der glücklichsten Frauen auf Erden."

„Ja, früher bin ich es auch wirklich gewesen. Seit einigen Jahren aber verlor ich immer mehr und mehr von meiner inneren Ruhe und Zufriedenheit, und jetzt mit einem Male haben Sie in meiner Seele einen Schmerz hervorgerufen, an dem mein Herz fast brechen möchte."

„Solche Stunden der Einkehr in das eigne Innere, meine verehrte Freundin, sind nicht zu umgehen. Auch ich kenne die Qualen derselben, auch ich habe kämpfen müssen, um ihnen nicht zu unterliegen. In solchen Fällen finden wir ja eben nur den ersehnten Trost in den Armen der allein selig machenden Kirche."

„Warum ist mir aber in früheren Zeiten dieser peinliche Zustand der Unzufriedenheit mit mir selbst und mit der ganzen Welt so gänzlich fremd geblieben?"

„Sie waren stets eine Freidenkerin und wußten als solche die Anklagen Ihres Gewissens zurückzuweisen; jetzt aber, wo ich als Freund und Glaubensgenosse Ihnen treu zur Seite stehe, sind Sie im Begriff, auf den Pfad der besseren Erkenntniß zurückzukehren."

„Rathen Sie mir, wie ich mein Vorgehen, wenn anders ich wirklich in so hohem Grade strafbar sein sollte, als mein Gewissen mich jetzt anklagt, wieder gut machen kann."

„Trachten Sie darnach sowohl Ihren Mann, als Ihr Kind zum Katholicismus zu bekehren."

„Das darf ich nicht."

„Weshalb?"

„Weil das ganz gegen meine Grundsätze sein würde. Von innen heraus muß die bessere Erkenntniß und religiöse Ueberzeugung kommen, ohne daß sie uns

durch Ueberredungskunst, durch Bitten, oder durch irgend eine andere Art einer äußerlichen Einwirkung aufgedrungen wird. Ueber diese wichtigen Fragen habe ich mich mit meinem guten Manne bald in der ersten Zeit, als wir uns kennen lernten, vollkommen geeinigt."

„Dies ist wiederum die Sprache einer modernen Freidenkerei und ich bedauere Sie aufrichtig dieser traurigen Richtung wegen."

„Sie thun mir in der That sehr unrecht, wenn Sie mich dafür halten. Die Hinneigung zur Strenggläubigkeit wird im Gegentheil von Tag zu Tage mächtiger in mir."

„So geben Sie Beweise davon, indem Sie fasten, beten und Buße thun."

„Das thue ich, seitdem ich durch Ihr Beispiel dazu aufgemuntert werde."

„Doch lange nicht hinreichend. Sie müssen sich einen Mehrbetrag von guten Werken erwerben, von denen Sie Ihrem Manne und Ihrem Sohne etwas abtreten können."

„Da haben Sie mir einen guten Rath gegeben. Ich will fasten und beten, ich will Almosen spenden mehr, als ich es bisher gethan habe."

„Es wäre indeß gewiß nicht ungeeignet, wenn Sie sich mit mir, Ihrem treuen Freund und Glaubensgenossen, über solche Dinge recht aufrichtig be-

rathen könnten. Ich setze nämlich voraus, daß ich in Ermangelung eines katholischen Geistlichen bei Ihnen die Stelle eines Seelsorgers zu vertreten habe."

„Ich werde Sie gern als solchen ansehen und Ihnen mein volles Vertrauen schenken."

„Dann muß mir aber auch die Möglichkeit verschafft werden, daß ich zuweilen mit Ihnen allein ungestört sprechen kann."

„Dazu wird sich wohl in der Folge, ebenso wie heute, leicht Gelegenheit finden."

„Das ist immerhin sehr ungewiß. Wir müssen darauf bedacht sein, einen stillen ländlichen Ort aufzufinden, wo wir gemeinschaftlich unsere Andachtsübungen verrichten können. Wie wäre es, wenn Sie Ihren guten Mann dazu überreden könnten, ein Gartenhäuschen in der Nähe der Stadt zu kaufen."

„Daß man auf solche Mittel sinnen muß! Ich thäte dies fürwahr mit schweren Herzen, wenn ich überhaupt nur mich dazu entschließen kann, gegen meinen Mann ausnahmsweise nicht so aufrichtig und wahr zu sein, wie ich es stets bisher gewesen bin."

„Bedenken Sie doch nur, daß wir keine andere Absicht haben, als für die zukünftige Glückseligkeit Ihres Mannes zu sorgen."

„Nun so sei es, ich verspreche Ihnen, daß ich thun werde, was in meinen Kräften steht, damit Ihr Wunsch erfüllt werde."

Jertschiwitsch hatte diesmal seine Absicht vollkommen erreicht und zog sich mit selbstgefälligem Wohlbehagen zurück. Hatte er doch der armen Frau jene innere Zufriedenheit geraubt, um die er sie so sehr beneidete und ihr fühlbar gemacht, wie unentbehrlich er ihr sei.

Funfzehntes Capitel.

Nach einem Zeitraum von drei Jahren, während dessen die Polen bestrebt gewesen waren in der Fremde sich heimisch zu machen, hatten die Schweizer nach manchen traurigen Erfahrungen doch endlich sich eingestehen müssen, daß sie sich in ihren vermeintlichen Gesinnungsgenossen täuschten. Bedenklichkeiten waren zwar schon anfänglich in ihnen erwacht, weil die Polen auf einmal in so großer Anzahl ihr kleines Ländchen überschwemmten. Der Große Rath zu Bern war zwar gern bereit, einzelnen Fremdlingen die Aufnahme zu gestatten, allein gegen eine förmliche Corporation von politischen Abenteurern erhob sich doch hin und wieder eine Stimme. Dieselben fanden aber einen lebhaften Gegner an einem radikal gesinnten Regierungsmitgliede, dem Dr. Schnell, welcher nicht nur den Polen das Asylrecht, sondern noch außerdem Unterstützungsgelder zu ermitteln wußte. In dem ehemaligen

Kloster Frinnisberg wurden 460 Polen untergebracht und ihnen ein Monatsgeld von 4000 Franken von den Schweizerkantonen ermittelt. Wie sie von dem ihnen gestatteten Asylrecht Gebrauch machten, zeigte bald darauf der vereitelte Savoyenzug. Ihre Stellung wurde freilich hierauf etwas unsicherer, da die Unterstützungsgelder ausblieben, da sogar Frankreich und Deutschland ihre Ausweisung aus der Schweiz verlangten. Dies Ansinnen des Auslandes würde wohl auch durchgegangen sein, wenn nicht wiederum der Dr. Schnell im Großen Rath zu Bern als Freund und eifriger Beschützer der Polen sich gezeigt und seine Beredtsamkeit über die Gegner der Flüchtlinge den Sieg davon getragen hätte. Das Ausland aber widerholte seine vorigen Anforderungen, so daß die Tagsatzungsverhandlungen über die Flüchtlingsfrage aufs Neue begannen, zufolge derer doch noch eine strenge Bewachung der Polen bewilligt wurde. Diese Maßregel reizte aber letztere nur noch mehr zum Widerstand und zur Empörung gegen die Regierung, und es begann nun ihr Wirken in geheimen Verbindungen, ihre Versammlungen, welche unverkennbar den Character der Verschwörung an sich trugen und in denen sie unablässig bemüht waren, den biedern, wohlmeinenden Sinn enthusiastischer junger Schweizer zu verwirren und irre zu leiten. Im Inland standen sich nun die politischen Parteien schroffer als jemals einander gegenüber; dem Ausland gegenüber wurde die Stellung der

Schweiz immer nachtheiliger und gefahrdrohender. So mußte man denn am Ende doch in die Ausweisung aller derjenigen politischen Flüchtlinge willigen, durch welche die öffentliche Ruhe gefährdet zu werden drohte.

Die schöne Zeit des Enthusiasmus und der Begeisterung für die Flüchtlingssache war nun einmal vorüber und hatte einer geläuteteren Erkenntniß darüber den Platz räumen müssen.

Diese letztere war aber auch so allgemein, daß sogar der exaltirte Schwindelmeyer aus seiner politischen Berauschung erwachte. Er verfiel indeß dabei wie gewöhnlich von einem Extrem in das andere. Anstatt nun, wie so manche andere frühere Vereinsmänner, ungeachtet ihrer Umkehr in die Schranken der Gesetzmäßigkeit, doch noch immer mit Wohlgefallen bei der Erinnerung an jene Zeit des Gemeingeistes und der jugendlichen Illusionen zu verweilen, ergab er sich rückhaltlos der Muthlosigkeit und Verzweiflung, über die unerfreuliche Aussicht in die Zukunft, die er wiederum nur sich selbst zuzuschreiben hatte, weil er in der Besorgung seiner Berufsgeschäfte nachlässig geworden war.

Seine Haupteinnahme, den Privatunterricht in der französischen Sprache, hatte er eingebüßt, seitdem er all seine Zeit den politischen Händeln widmete; die politischen Zeitschriften, für die er früher arbeitete und die ihm ein ansehnliches Honorar eintrugen, bestanden nicht mehr; einige Landleute, die in Rechts-

sachen pflegten ihn um Rath zu fragen, und sich Briefe von ihm aufsetzen ließen, blieben aus, weil Schwindelmeyer höchst selten zu Hause war und sie deshalb meinten, doch nur einen vergeblichen Gang zu ihm zu machen. All dies Unheil hatte seiner Meinung nach nur das unglückselige Vereinswesen, keineswegs aber er selbst herbeigeführt. Statt durch verdoppelten Fleiß bestrebt zu sein, sich in seine frühere Lage wieder hinein zu arbeiten, war er nun darauf bedacht, durch Zerstreuungen und kostspielige Vergnügungen seine Mißstimmung über die mißliche Wendung der Dinge los zu werden. Konnte man ihn bisher nur selten in seiner Wohnung antreffen, so war dies jetzt den Tag über fast nie mehr der Fall. Erst in später Abendstunde kam er nach Hause zurück und zwar in der übelsten Laune von der Welt. Er pflegte dann seine Frau mit Klagen über sein unverdientes hartes Schicksal, mit Scheltworten über ihre Untüchtigkeit zur Haushaltung zu überhäufen und behauptete gelegentlich, sie allein trage die Schuld von all dem Unheil, das ihn heimsuche. Ottilie setzte derartigen Anklagen lächelnd einen vornehmen Indifferentismus entgegen, wodurch des Mannes Zornesausbrüche nur noch hitziger wurden. Bei einem derartigen häuslichen Kriege alterten natürlicher Weise beide Theile zusehens, was aber Schwindelmeyer nicht an sich selbst, sondern nur an seiner Frau wahrnahm. Nun ward ihm plötzlich erinnerlich, daß Ottilie in der That um einige Jahre älter war,

als er selbst, und er machte ihr auch darüber fortwährend die bittersten Vorwürfe. Damit hatte er ihre schwache Seite empfindlich berührt, auch sie ihrerseits gerieth nun in heftigen Zorn und hielt ihm vor, wie viel Opfer sie ihn gebracht habe und wie wenig dankbar er gegen sie sei. Von einer Scheidung war nicht selten die Rede, welcher Vorschlag abwechselnd, bald von dem einen, bald von dem anderen Theile ausging. So kam dann Schwindelmeyer ganz unwillkürlich auf den Gedanken, daß jetzt wieder einmal ein Zeitpunkt eingetreten sei, der sich eigne, um einen ganz neuen Lebensweg einzuschlagen, einen neuen Aufenthaltsort und einen neuen Broderwerb zu suchen. Zur Ausführung dieses Planes bedurfte er baaren Geldes, das in diesem Augenblick ihm nicht zur Disposition stand. Es mußte erst herbeigeschafft werden durch den Verkauf einiger werthvollen Gegenstände, als Bücher, ein Klavier, ein Nußbaumschreibtisch, der auch durch einen einfachen Tisch von Tannenholz ersetzt werden konnte. Bis er sich an einem neuen Ort fixiren würde, gedachte er seine Frau in Biel zurückzulassen und war fest überzeugt, sie während seiner Reise nicht zu vermissen. Nur an den Abschied von dem guten biedern Warnbeck dachte er mit schwerem Herzen. Er hatte ihn seit langer Zeit nicht mehr gesehen und wollte nun heute zu ihm gehen, um ihm zu sagen, daß er in kurzer Zeit Biel verlassen werde. So stand er jetzt in der Hausthüre und war mit dem neuen Vorsatz, mit dem

er sich in Gedanken trug, zu gleicher Zeit auch sogar in seinem Aeußeren ein ganz veränderter Mann geworden. Er verwandte nicht mehr wie früher auf seine Kleidung, auf die äußere Wohlanständigkeit seiner Haltung und Manieren, die größte Sorgfalt, sondern schien sogar beflissen zu sein in diesen Dingen der öffentlichen Meinung trotz zu bieten. Die heruntergezogenen Mundwinkel, die festgeschlossenen Lippen, die etwas geröthete kolbigte Nase characterisirten einen Mann, der zu den verwegensten Entschlüssen fähig ist und ein abenteuerliches Umhertreiben mehr liebt und gewöhnt ist, als eine geordnete häusliche Lebensweise. Als er unterwegs war, um Warnbeck zu besuchen, kam es ihm erst in den Sinn, daß es heute Sonntag sei, welchen Tag die Freunde früherhin gemeinschaftlich zuzubringen pflegten. Er ging daher im Vorbeigehen zu dem Bibliothekar herauf und forderte ihn auf mit ihm zu gehen. Dieser war nicht sogleich bereit dazu, denn die Veränderungen die in Warnbecks Familie sich zugetragen hatten, waren ihm so betrübend, daß er nicht gern Augenzeuge davon sein mochte und deshalb seine gewöhnlichen Sonntagsbesuche eingestellt hatte. Indeß gab er zuletzt doch Schwindelmeyers Bitten nach und begleitete ihn. —

Schon das Aeußere von Warnbecks kleiner Besitzung trug die untrüglichsten Kennzeichen von der Veränderung in der Häuslichkeit ihres Eigenthümers an sich, wenn man ihr wohnliches Aussehen einer

früheren Zeit mit dem Eindruck, den sie gegenwärtig machte, verglich. Die Steinplatten vor dem Häuschen waren nicht gekehrt, die Fensterscheiben trübe und mit Staub bedeckt, Hausflur und Treppen an verschiedenen Stellen mit Spinneweben überzogen und der Garten mit Unkraut überwuchert. Die Ursache davon lag auf der Hand.

Ueber Gertrud war eine jener Seelenstimmungen gekommen, die in ihrem Verlauf eine große Störung des eigenen Seins, des bisherigen Fühlens und Handelns eine Umkehr des innersten Wesens sind. Sie hatte nicht mehr Zeit für Reinlichkeit und Ordnung der Wohnung so wie früher zu sorgen, denn ihre Andachtsübungen nahmen ihr zu viel Zeit weg. Dies war indeß nicht der alleinige Abhaltungsgrund. Sie zeigte sich gegen Arme noch wohlthätiger als bisher, doch die Nächstenliebe, die reine innige Theilnahme an den Leiden Anderer war nicht mehr ihr Beweggrund, sondern trat im Gegentheil immer mehr und mehr in den Hintergrund, seitdem sie so emsig darauf bedacht war, den Schatz ihrer guten Werke zu vermehren. Ihre Haushaltung vernachlässigte sie darüber in jeder Beziehung, und sogar die tausendfachen kleinen Aufmerksamkeiten, durch die sie ihren Mann früher erfreute, wenn er ermüdet von der Arbeit nach Hause kam, wurden versäumt. Wenn letzterer wohl mitunter eine leise Bemerkung darüber fallen ließ, so antwortete Gertrud nur durch einen Seufzer, den außer Jertschi-

witsch Niemand zu deuten wußte und welcher dann stets, Warnbeck gegenüber, heuchlerisch die Rolle des Vermittlers übernahm. —

Bei dem tiefen Kummer, der auf seinem Herzen lastete, fand der schwer heimgesuchte Familienvater einzigen Trost und Beruhigung in einer unabläßigen Thätigkeit, die darauf hinzielte, auf sinnige Weise seine Erfindungen zu erweitern und zu vervollkommnen.

Er saß gerade vor dem Reißbret und sann auf ein neues Modell zu einem in eine Blumenvase passenden Bouquet, als seine beiden Freunde in das Zimmer traten und sein Sinnen auf eine neue geschmackvolle Zusammenstellung unterbrachen.

„So fleißig an einem Sonntag Nachmittag," rief ihm Schwindelmeyer entgegen.

„Man arbeitet ja nicht ausschließlich des Broderwerbes wegen," seufzte Jener. „Was hätte man denn für einen Genuß vom Leben, wenn uns nicht unsrer eignen Hände Werk erfreuen sollte."

„Warum so verstimmt, guter Meister," fragte Rübentraut theilnehmend.

Warnbeck zeigte mit kummervoller Miene auf die Laube im Garten, in der Getrud jetzt weilte und ein Gebetbuch in der Hand hielt.

„Ist Deine Frau krank?" fragte der Bibliothekar.

„Das weiß ich eben selbst nicht recht. Im Stillen

grämt sie sich und der Gram zehrt die Frische der Gesundheit von ihren Wangen. Niemand weiß den Grund davon, nicht einmal mir will sie denselben eingestehen und so tritt allmälig eine Entfremdung, ein Mangel an Vertrauen zwischen uns, wodurch ich mich nicht wenig schmerzlich berührt fühle."

„Sie scheint sehr eifrig in ihre Lectüre vertieft zu sein," bemerkte Schwindelmeyer.

„Ja, dies schwarze Buch," rief Warnbeck, „kommt gar nicht mehr aus ihren Händen. „Sie versäumt darüber ihre Pflichten als Mutter und als Hausfrau."

„Gedenke meiner einstmaligen Warnung," erinnerte Rübentraut. „Aber nun, da sie sich nicht ganz grundlos erweist, möchte ich Dir wiederum rathen, Dich Deinem Gefühle nicht gar zu sehr hinzugeben."

„So höre und urtheile selbst," fuhr Warnbeck fort, „Gertrud bestürmt mich fortwährend mit der Bitte, ein Weinbergshäuschen mit dem dazu gehörendem Grundstück in der Nähe der Stadt zu kaufen. Früher hat unser Haus mit dem Garten ihr doch vollkommen genügt, und es ist ihr nie in den Sinn gekommen, sich auf irgend eine Weise mehr Vergnügen verschaffen zu wollen, als unsre beschränkte Häuslichkeit darbieten kann. Woher nun diese Veränderung?"

„Ach mein lieber Warnbeck," fiel Schwindelmeyer ihm hastig ins Wort. „Ich bin in der That erschrocken über das leidende Aussehen Deiner lieben Frau und begreife nicht, wie Du einen Augenblick zögern magst, ihre Bitte zu erfüllen, wenn sie von dem Genuß der reinen Bergluft außerhalb der Stadt eine wohlthuende Wirkung für ihre Gesundheit erwartet."

„Ich habe ihre Bitte auch nicht entschieden abgelehnt; nur fehlt es mir an Zeit, um ein derartiges Grundstück durch Kauf oder Miethe an mich zu bringen."

„Dafür laß mich sorgen," fuhr Schwindelmeyer fort. „Ich gehe bis an das Ende der Welt, wenn es darauf ankommt, Dir einen Beweis meiner Freundschaft zu geben."

„Du bist ein guter, lieber Mensch; ich nehme Dein Anerbieten dankbar an. Nun laß uns aber herunter in den Garten gehen."

Die drei Freunde hatten sich dorthin begeben und Schwindelmeyer fand nun den Augenblick geeignet zu der Mittheilung, daß er die Absicht habe, Biel zu verlassen.

„Ach, so verliere ich meine treue Freundin Ottilie!" seufzte Gertrud.

„Nein, meine liebe Madame Warnbeck, die lasse ich einstweilen noch zurück und werde sie mir auch wohl so bald nicht nachkommen lassen."

Warnbecks Mienen umdüsterten sich kummervoll, indem er sagte: „Es thut mir herzlich leid, daß Du uns verlassen willst. Bald, ach, wer weiß wie bald, kann der Tod oder irgend ein widerwärtiges Schicksal uns von unseren Lieben trennen und wir stehen allein, gleich einem entlaubten Baum auf weiter einsamer Haide. Ohnedies will es mir ja längst schon scheinen, als ob durch unsern traulichen Kreis ein frostiger Wind gezogen sei."

Der Bibliothekar schien in die bevorstehende Trennung einen Zweifel zu setzen und sagte mit einer schalkhaft lächelnden Miene:

„Unser lieber Schwindelmeyer macht gar mancherlei Projecte, die aber nicht zur Ausführung kommen."

„Nein, nein, mein guter Rübentraut," versetzte dieser etwas unwillig. „Diesmal ist mein Vorsatz vollkommener Ernst. Ich muß einmal das alte unerträgliche Joch abschütteln und mich in der Welt frei bewegen können. Finde ich sonst kein Engagement, das meinen Fähigkeiten würdig ist, so gehe ich aufs Land und will meinetwegen Pferde- oder Ackerknecht werden — will lieber Knecht oder Tagelöhner heißen, als in dem alten Schlendrian so fortvegetiren."

Während Schwindelmeyer nach gewohnter Weise in exaltirten Redensarten seinem Unmuth Luft machte, auf welche diejenigen, die ihn näher kannten, kaum mehr achteten, war Warnbeck mit seinen Blicken einer

einspännigen Chaise gefolgt, welche, hinter sich eine hoch aufsteigende Staubwolke zurücklassend, die Anhöhe herunter und auf Warnbecks Haus zu kam.

„Wenn ich mich nicht täusche," sagte Warnbeck zu seiner Frau, „so ist es der Pole, der dort die Anhöhe herab kommt."

„Dein Falkenauge wird ihn wohl richtig erkannt haben, lieber Mann," antwortete diese.

„Er hat nun abermals," sagte Warnbeck, „den ganzen Tag außer dem Hause zugebracht, ohne sich um seinen Zögling zu bekümmern. Solche Vernachlässigungen und Rücksichtslosigkeiten sind ihm anfangs nicht in den Sinn gekommen."

„Er ist gewiß nach Grenchen gefahren, um einen seiner Freunde, der des Trostes im Unglück bedarf, dort zu besuchen."

„Du weißt doch stets eine Entschuldigung für diesen Mann vorzubringen. Nun, wenigstens wirst Du mir zugeben, daß er von seiner Abwesenheit mich hätte in Kenntniß setzen sollen."

Der Eintritt des Polen in den Garten unterbrach die weitere Folge des Gespräches.

„Wo ist mein Wilhelm?" fragte Warnbeck den Eintretenden. „Ich habe mich nicht nach ihm umgesehen, weil ich voraussetzte, daß er stets unter Ihrer Leitung und Obhut sei."

„Diesmal nicht, mein guter Herr Warnbeck, diesmal bedaure ich, keine Auskunft geben zu können."

„Sie haben doch einmal die Leitung und Erziehung des Knaben übernommen, und obgleich Sie nicht in meinem Lohn und Sold —“

Ein schallendes Gelächter des Polen unterbrach diese Anrede.

„Nein, nein, mein guter Herr Klempnermeister, das bin ich freilich nicht. Uebrigens muß ich Ihnen offen bekennen, daß meine Ansichten über Erziehung nichts weniger als spießbürgerlich und philiströs sind.“

„Ich bitte um eine Erklärung dieser wunderlichen Bemerkung.“

„Mit Vergnügen. Es scheint mir nämlich, daß man einen zehnjährigen Knaben nicht mehr am Gängelbande führen, sondern ihm einige Freiheit gönnen muß.“

„Wie es scheint, bringen Sie meinem armen Wilhelm recht verworrene und verkehrte Begriffe bei und werden ihn wohl gar zum Ungehorsam gegen die eigenen Eltern verleiten. Nein, das darf nicht sein. Ich werde mein Kind jetzt sogleich aufsuchen und ihm ernstliche Vorstellungen machen über sein langes Ausbleiben ohne Erlaubniß.“

Mit diesen Worten griff Warnbeck nach seinem Hut und begab sich auf den Weg.

Die beiden Freunde hatten stillschweigend beigewohnt und waren nicht wenig betroffen über das, was sie sahen und hörten, denn sie hatten noch nie derar-

tigen Scenen in Warnbecks Hause beigewohnt. Dem alten Rübentraut namentlich war es sehr schmerzlich zu bemerken, wie zwischen dem früher so glücklichen Ehepaar Mißstimmung und Mangel an Vertrauen sich jetzt eingefunden hatten und so entfernte er sich diesmal mit bedenklichem Kopfschütteln.

Sechszehntes Capitel.

Sogleich am folgenden Tage war Schwindelmeyer darauf bedacht, seine Zusage bezüglich des Weinbergskaufes auszuführen und begab sich diesem Zweck zu dem Bieler Bürgermeister Namens Mosel, weil er wußte, daß derselbe mehrere Weinberge besaß, von denen er einige verkaufen wollte.

Der Bürgermeister war Warnbecks nächster Nachbar und in früherer Zeit pflegten seine Gedanken zuweilen hinüber zu wandern zu dem ihm so beneidenswerth erscheinenden reichen Manne. Mit sehnsüchtigem Verlangen hatte er schon oftmals nach dem schönen großen Hause hinübergeschaut, wo an milden Sommertagen der Bürgermeister seinen wohlgenährten Rappen in die zierliche Chaise spannen ließ, um mit seiner Frau nach den Weinbergen zu fahren.

Beide Eheleute waren eben so, wie der treue, lang bewährte Rappe, alt und wohlgenährt, und wenn das

Wägelchen so recht langsam und gemächlich zur Stadt hinaus rollte, so hatte Warnbeck schon oft scherzend bemerkt, daß es flotter gehen müßte, wenn er in seiner Kutsche nach dem eigenen Weinberge fahren könnte.

Nun erhielt er eines Tages ganz unerwartet von dem ihm persönlich noch nicht bekannten Nachbar, auf den morgenden Abend eine Einladung zum Thee, eine nicht geringe Auszeichnung, da der Bürgermeister der Erste im Städtchen war. Warnbeck war nicht wenig überrascht, denn er hatte ja nicht die allermindeste Ahnung von der Veranlassung, welche ihn zu dieser Ehre brachte. Er vermuthete in einen ganz fremdartigen, zahlreichen Kreis eintreten zu müssen und nahm die Einladung nur mit einem Gefühl von Zaghaftigkeit und Befangenheit an, als er sich aber am folgenden Abend nach des Nachbars Wohnung begeben hatte, fand er dort ganz gegen sein Erwarten nur den Bürgermeister mit seiner Frau und Schwindelmeyern anwesend. Nachdem er auf das Freundlichste begrüßt und aufgenommen worden war, bot ihm ersterer einen Weinberg nebst Gartenhäuschen zu höchst annehmbarem Preise an, weil ihm diese unbedeutende kleine Besitzung, wie er sie nannte, von seinen größeren Weinbergen zu weit abgelegen und er selbst schon zu alt und bequem sei, um nach so verschiedenen Richtungen hin die Verpflegung der Grundstücke zu überwachen. Warnbeck nahm kaum einen Augenblick Anstand, in den Kauf zu willigen und somit war alle Bedenklichkeit und alles

Ueberlegen darüber, ob er den Wunsch seiner Frau erfüllen solle, wie von selbst abgeschnitten.

Er hatte übrigens auch selbst eine wahre Freude an der anmuthigen Besitzung, zumal da sie den Vorzug besaß, nicht wie die meisten schweizer Weinberge von allen Seiten mit hohen Mauern eingeschlossen zu sein. Einer Schutzmauer bedurfte sie nur von einer Seite, auf welcher der Weg vorbei führte, denn im Uebrigen war sie von unzugänglichen, schroffen Felsen behütet. Sie schien weniger zum Nutzen, als zum Vergnügen und zum Ziel ländlicher Ausflüge bestimmt zu sein und lag eine halbe Stunde von der Stadt entfernt auf der Mitte eines hohen Berges. Hier sah man unterhalb eines Weinberges ein nettes Schweizerhäuschen aus einem Haine verschiedenartiger blühender Sträucher wohnlich und malerisch hervorblicken. Unter dem nach landesüblicher Bauart weit hervorragenden Dache war ein langer Tisch festlich geschmückt und gedeckt. Es war heute der Einweihungstag der neuen Besitzung und zu gleicher Zeit Schwindelmeyers Abschiedsfeier.

Die Familie Warnbeck mit den Freunden des Hauses hatte an dem Tische Platz genommen und blieb eine Weile in Betrachtung der herrlichen sich hier darbietenden Gegend stillschweigend versunken. Dicht unter ihnen am Fuße des Berges, wo eine schattige Nußbaumallee von Biel nach dem Ufer des Sees führte, wogte eine bunte, geschäftige Menschenmenge, eilten kleinere und größere Fahrzeuge ihrem Ziele ent-

gegen; die Luft war so rein und klar, daß man oben den Hufschlag der Pferde, das Wagengerassel, das Lachen und Sprechen der Leute hören konnte. Auf dem lichtblauen Spiegel des Sees sah man die schwellenden Segel der Schiffe langsam sich fortbewegen, die blendend weißen Möven, die geräuschlos und mit Blitzesschnelligkeit über die Fläche des Wassers dahinfuhren. Auf den schwankenden Kähnen standen Fischer, die ihre Netze auswarfen; sie konnten aber heute keinen Fang thun, denn die Fische schnappten vergnüglich nach den Mücken, die über dem Wasser spielten. Nach der Richtung der Stadt hin war das Ufer flach und von üppigen Saatfeldern eingeschlossen, auf der entgegengesetzten Spitze erhob sich aus den lichten Fluthen das Juragebirge mit seinen düsteren Tannenwäldern und schroffen Felsspitzen.

Der Pole unterbrach zuerst das Stillschweigen der Tischgesellschaft, indem er bemerkte:

„Es ist heute der dritte Jahrestag von unserer Fahrt nach der Petersinsel. Vermuthlich wird dies Niemand bemerkt haben, außer mir, denn dieser Tag war für mich besonders wichtig, ein seltener Glückstag in meinem Leben. Damals hatten wir zum Heimweg einen stürmischen Abend; die Wogen trieben hoch und der Horizont war mit schwarzen schweren Gewitterwolken umnachtet; heute hingegen haben wir einen heiteren milden Frühlingsabend — damals war es auch in meinem Innern gar öde und wüst — heute

empfinde ich mächtiger als jemals das beglückende Gefühl, einem Familienkreise anzugehören."

„Das beschauliche Stillleben," meinte Schwindelmeyer, „das wir seit Jahren mit einander führen, ist zwar recht schön und gemüthlich, läßt aber doch Manches zu wünschen übrig."

„Darin stimme ich Dir bei," seufzte Warnbeck. „Ich vermag es jetzt nicht mehr, so wie früher mich an geringfügigen Dingen zu erfreuen."

„Sie müssen sich mehr Zerstreuungen gönnen," erwiderte Ottilie.

„Ganz im Gegentheil," sagte Warnbeck. „Unser alleiniges Heil und Rettungsmittel bei den Leiden des Gemüthes ist die Arbeit. Sie nur giebt uns ein inneres Gefühl der Selbstzufriedenheit, welches uns waffnet gegen das Unglück, das von außen kommt und das wir nicht verschuldet haben."

„Ich stimme der Ansicht der Madame Schwindelmeyer bei," sagte Jertschiwitsch. „Sie müssen sich zerstreuen und aufheitern, Sie müssen auf Reisen gehen."

„Ach, auf was für einen Gedanken bringen Sie meinen Mann!" rief Gertrud. „Ich war bis jetzt noch nie auf die Dauer eines ganzen Tages von ihm getrennt."

„Befürchte nichts, meine liebe Gertrud," sagte Warnbeck. „Ich kenne nicht einmal ein Ziel der Reise, nach dem ich besonderes Verlangen trüge."

„Denken Sie nur an das Schützenfest in Zürich,“ fuhr Jertschiwitsch fort. „Der Besuch desselben ist für einen schweizer Patrioten ein wahrer Hochgenuß.“

„In der That,“ rief Schwindelmeyer, „Sie haben auch mich auf einen glücklichen Gedanken gebracht. Wer weiß, ob ich nicht auf meinen Kreuz- und Querzügen durch die Welt auch einen kleinen Abstecher nach Zürich mache.“

„Wenn ich doch auch auf Reisen gehen könnte!“ rief Ottilie. „Ich Aermste muß aber jeder Freude des Lebens entsagen.“

„Beruhigen Sie sich,“ entgegnete der Pole. „Ich bleibe ja auch in Biel zurück und da wollen wir schon sehen, wie wir uns unsererseits auch ein Vergnügen verschaffen können. Herr Warnbeck ist nun einmal der Einzige unter uns, der das Glück hat, durch seinen Wohlstand ganz frei in der Welt zu stehen.“

Warnbeck sah eine Weile nachdenklich vor sich hin und sagte dann: „Auch für mich, meine lieben Freunde, ist es ja gar kein so leichter Entschluß, mich von der Häuslichkeit loszureißen. Wer soll indessen die Leitung meiner Geschäfte, die mir gewiß sehr lieb und werth sind, übernehmen?“

„Verlassen Sie sich auf mich,“ versetzte der Pole. „Ich werde all Ihre Aufträge mit der größten Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit ausrichten.“

„Nun wohlan, wenn ich in der That noch auf einige Tage verreisen sollte, so nehme ich Ihr Aner-

bieten dankbar an." Mit diesen Worten wandte sich dann Warnbeck zum Bibliothekar uud fügte hinzu: „Würdest Du mich wohl begleiten mögen?"

„Nein, ich bin nicht mehr jung genug, um an einer Reise Freude zu finden," antwortete dieser. „Ueberdies würde meine Abwesenheit auf dem Bücherbret und in dem Katalog eine entsetzliche Verwirrung anrichten, da ich Niemanden kenne, den ich so recht in das Geschäft einweihen könnte."

„Ich errathe Deine Gedanken. Du bist mit dem Reiseplan nicht einverstanden."

„Keineswegs, das Schützenfest ist eine so recht volksthümliche Zusammenkunft, wobei ein rechter Patriot in Deinen Jahren nicht fehlen darf. Das ist ja himmelweit verschieden von dem unseligen Vereinswesen unserer Tage, das aus lauter fremdartigen Elementen zusammengesetzt ist und das ich allerdings nicht leiden kann." —

Jertschiwitsch hörte die Aeußerung des Bibliothekars mit sehr gemischten Empfindungen an. Es war ihm einerseits angenehm überraschend, daß derselbe auf seine Reisevorschläge einging, andererseits aber verletzte ihn der Tadel des Vereinswesens. Er fand es aber hier nicht am Platze, eine Empfindlichkeit blicken zu lassen und sagte:

„Es freut mich, daß wir wenigstens in dieser Sache übereinstimmen. Das Schützenfest ist meines Erachtens für die Schweiz eine eben so bedeutende, wenn nicht

noch wichtigere Zusammenkunft, als die Tagsatzung. Diese Einheit und Innigkeit des Volkslebens bei einem Fest finden wir so leicht nicht wieder bei irgend einer anderen Nation. Ueber die wichtigsten Angelegenheiten des Vaterlandes wird berathschlagt mit einer Herzlichkeit, Offenheit und Biederkeit, wie es dem Schweizer zukommt, ja, ich wage sogar zu behaupten, daß ein tüchtiger Redner beim Schützenfest mehr Nutzen stiften kann, als ein Abgeordneter auf der Tagsatzung. Ein Mann von Ihrem Schlage, Herr Warnbeck, ist auf dem Schützenfest viel werth; Sie dürfen sich dem Vaterlande bei dieser Gelegenheit nicht entziehen."

„Da wird es wohl heftige Debatten setzen?" bemerkte Ottilie.

„Grund genug wäre wohl dazu vorhanden," fügte Schwindelmeyer hinzu. „Ist es nicht eine Verletzung des heiligen Völkerrechtes, daß Frankreich den Spion Conseil ausschickt? Sollte da nicht jeder Schweizer zu den strengsten Maßregeln gegen Frankreich stimmen?"

„Guter Schwindelmeyer," entgegnete Rübentraut, „Du bist wieder einmal auf dem Wege, enthusiastisch und exaltirt zu werden. Frankreich will sich ja nur Gewißheit darüber verschaffen, ob die politischen Flüchtlinge in unserem Lande bei den Mordanschlägen auf Ludwig Philipp betheiligt sind oder nicht. Wir wollen doch nicht abermals so unbedingt die Partei der Flüchtlinge nehmen."

„Ja, lieber Rübentraut, ich stimme Dir vollkommen

bei," sagte Warnbeck. „Frankreich wird uns noch dafür büßen lassen, weil Conseil ausgewiesen und noch überdies in der Gefangenschaft schlecht behandelt worden ist."

„Und der Schweiz," fügte Rübentraut hinzu, „bleibt doch nichts anderes übrig, als Frankreich zur Versöhnung die Hand zu reichen, wenn es wirklich dazu kommt, daß es den Handelsverkehr mit unserem Vaterlande aufhebt."

„Glaubt nur ja nicht, meine lieben Freunde," sagte Schwindelmeyer, „daß ich mich wieder zu einer Unbesonnenheit werde hinreißen lassen. Ich würde mich auf dem Schützenfest jedenfalls nur als ein ganz passiver Zuhörer verhalten."

Es trat jetzt eine Weile des Stillschweigens ein. Der Pole war sichtlich in großer Verlegenheit über diese Wendung des Gespräches und hatte auch nicht den geringsten Antheil daran genommen.

Diese peinliche Stimmung unterbrach endlich Gertrud mit der Bemerkung: „Es fängt an kühl zu werden. Wird es nicht Zeit sein, an den Heimweg zu denken."

Man war zum Aufbruch bereit.

Als die Gesellschaft nach Hause ging, nahm Warnbeck seinen Freund, den Bibliothekar, am Arm und ging absichtlich mit ihm voraus.

„Ich habe Dir etwas anzuvertrauen, was mir schwer auf dem Herzen lastet," sagte er. „Denke Dir,

daß ich alle Mühe hatte, meine Frau zu bewegen, an der Einweihungsfeier heute Theil zu nehmen."

„Das ist wirklich sonderbar, da Du die Besitzung ihr zu Gefallen kauftest."

„Nun höre ihren wunderlichen Abhaltungsgrund. Sie entgegnete mir auf meine Aufforderung, es sei heute Fasttag und sie müsse zu Hause bleiben, um zu fasten und zu beten. Da habe ich aber ausnahmsweise ein Machtwort gesprochen und ihr befohlen, mitzugehen."

„Daran hast Du wohl gethan, Du verfällst überhaupt nur gar zu leicht in den Fehler einer zu großen Nachgiebigkeit."

„Und demungeachtet hat dieser Machtspruch, zu dem ich mich genöthigt sah, mir die Freude an dem heutigen Fest recht verdorben und ich habe mir Gewalt angethan, um es nur nicht blicken zu lassen. Es ist aber überhaupt seit drei Jahren mit Gertrud eine Veränderung vor sich gegangen, die mir betrübend und bedenklich ist."

„Dieselbe Bemerkung machte ich ebenfalls. Deine Frau war früher nie mit solcher Peinlichkeit auf die Ausübung katholischer Religionsgebräuche bedacht."

„Ich hege einen schweren Verdacht gegen den Polen," fuhr Warnbeck fort. „Fast scheint es mir, als ob er es wäre, der den Sinn meiner armen Frau so irre leitet."

„Schon längst erwartete ich, daß Du in dieser

Hinsicht Verdacht schöpfen würdest, und dieser Verdacht mag immerhin nicht ganz grundlos sein. Dein klarer Verstand läßt Dich wohl das Richtige erkennen und wenn Du irrst, so ist nur Dein edles Herz die Veranlassung davon."

„Nein, glaube das nicht. Ich will mich meinem Gefühl gar nicht so unbesonnen hingeben. Deshalb eben will ich mich auf einige Zeit entfernen, damit Du mit Deinem ruhigen klaren Blick die religiösen Wühlereien, deren wir den Polen verdächtigen, überwachen kannst."

„Verlasse Dich auf mich, guter Warnbeck. Ich werde Dir die Wahrheit nicht vorenthalten, wenn sie Dir auch schmerzlich zu hören sein sollte."

Bei diesem Gespräch waren die beiden Freunde an Warnbecks Hause angelangt und blieben ein Weilchen stehen, um die übrige Gesellschaft zu erwarten, welche bald nachkam

Warnbeck theilte noch beim Abschiede Schwindelmeyern den Entschluß mit, nächstens nach dem Schützenfest abreisen zu wollen.

Siebenzehntes Capitel.

Rauschend schlug der Regen an die Fensterscheiben und noch immer fuhr hin und wieder ein Blitzstrahl durch die düstere Nacht, der heller war, als die Beleuchtung in Gertruds kleinem Zimmer. Hier stand auf dem Pfeilertisch unter dem Spiegel ein eiserner Leuchter, auf dem eine weit herabgebrannte Kerze einen unsichern flackernden Schein ausströmen ließ. Die Wände waren mit weiß lackirtem Holzwerk getäfelt, auf dem ein großer Nußbaumschrank, an dessen Kanten verschiedenartiges Schnitzwerk angebracht war, sich scharf hervorhob, über dem Bett hingen einige von Warnbecks eigener Hand gezeichnete Bilder in einen einfachen schwarzen Rahmen eingefaßt, die Fenster waren zur Hälfte verhüllt mit buntblumigen Kattunvorhängen. —

Auf einem niedrigen Stuhl saß Gertrud und lehnte den Kopf an das Fenstersims, indem heiße Thränen

von ihren Wangen herabrollten. Jetzt erst, in einsamer später Abendstunde, ließ sie dem Gefühl der Bangigkeit und Besorgniß über die ihr bevorstehende Trennung von ihrem Manne, welche sie in Gegenwart Anderer mit Selbstbeherrschung unterdrückt hatte, freien Lauf.

Im Wohnzimmer wurde sie vermißt und Warnbeck suchte sie eine Weile vergeblich. Nicht gering war seine Verwunderung, als er sie in Thränen fand und mit der innigsten Theilnahme fragte er nach dem Grunde derselben. Es dauerte wohl einige Minuten, bevor Gertrud von der Erschütterung des Weinens sich so weit erholt hatte, um einige Worte hervorbringen zu können.

„Ich war noch nie von Dir getrennt," sagte sie dann; „der Gedanke, Dich vermissen zu müssen, beunruhigt mich so sehr, daß es mir vorkommt, als ob ich ohne Dich ganz schutz- und rathlos wäre."

„Ich erkenne Dein treues Herz, Deine aufrichtige Liebe zu mir, die mich in der That unbeschreiblich glücklich macht. Wünschest Du, daß ich nicht reisen soll?"

„Nein, lieber Mann, ich will Dir Deine Freude nicht verderben; reise nur immer hin, da es einmal Dein Vorsatz ist."

„Diese Aeußerung erwartete ich von Dir. Ja, liebe Gertrud, es kommen Zeiten der schweren Prüfung im Leben, allein wir müssen hindurch, damit wir immer klüger, weiser und besser werden."

„Da hast Du wieder einmal ein wahres Wort gesprochen. Auch ich will darnach streben, es zu werden."

„Du bist ja ohnedies schon, wie Du sein sollst!" rief Warnbeck im Uebermaß seiner Gefühle.

„Ach, das glaube nur ja nicht. Ich bin nur gar zu sehr im Unklaren über mein Fühlen und Denken, und weiß in diesem Augenblicke selbst nicht recht, ob es die bevorstehende Trennung allein ist, die mich so tief erschüttert. Vielleicht ist es nur das Gefühl meines eigenen Unwerthes, das mir Thränen erpreßt. Ich bin noch mitunter wie ein thörichtes Kind, das nicht vermag zu unterscheiden, was recht und unrecht ist."

„In solchen Augenblicken, meine liebe Gertrud, ist gewiß die Religion unsere beste Führerin, unser einziger wahrer Trost. Deshalb schlage ich Dir vor, Morgen vor meiner Abreise noch einmal mit mir in die Kirche zu gehen."

„Die Kirche ist nur gar zu weit."

„In die nächste Kirche laß uns gehen. Ich meine in diejenige, in welcher der ehrwürdige Pastor predigt, bei dem ich vor einiger Zeit zum Abendmahl gegangen bin. Er ist ein gemüthvoller lieber Mann, dessen kräftige Trostesworte so recht zum Herzen sprechen."

Warnbeck mochte sich wohl auf einige Einwendungen gefaßt machen und war daher um so freudiger überrascht, als Gertrud ihm freundlich die Hand reichte und in seine Bitte einwilligte. Vor wenigen Tagen

noch würde sie wohl Bedenken getragen haben, dies zu thun, und sie gab dadurch den deutlichsten Beweis davon, wie die Aussicht auf die bevorstehende Trennung ihre Liebe zu ihrem Manne in ihrer ganzen Stärke aufflammen ließ. Die Macht ihres Gefühles war in diesem Augenblicke so gewaltig, daß die obwaltende Glaubensverschiedenheit fast so gut wie aufgehoben war und der Besuch einer protestantischen Kirche ihr nicht das mindeste Bedenken verursachte. —

Der Morgen brach an — es war ein herrlicher Frühlingsmorgen, die ganze Natur war erfrischt und gestärkt durch das Gewitter des vorhergehenden Abends. Auch Warnbeck und seine Frau empfanden heute auf ihrem Kirchgange eine ähnliche Wirkung. Der peinliche Druck, der bisher so schmerzlich auf ihren Gemüthern lastete, war gehoben, sie gehörten sich wieder ganz und innig einander an, und ein neuer frischer Lebenshauch durchdrang ihr ganzes Wesen. Das Läuten der Glocken war ihnen voll einer tief ergreifenden Melodie, ein himmlischer Aufruf zum Frieden, zur Eintracht, die sonntäglich geschmückten Leute, die an ihnen vorübergingen, kamen ihnen eben so heiter und vergnügt vor, wie sie es selbst waren, die feiertägliche Ruhe, der Stillstand jeder thätigen Hand, stimmte sie mehr wie an jedem anderen Sonntage zur innigsten Andacht und zum Hinblick auf eine huldvoll waltende Vorsehung, deren Beistand in den Stunden der Bedrängniß doch nie ausbleibt. In dieser Stimmung

ging der Besuch der Kirche auch nicht so spurlos an ihnen vorüber, als es bei so manchen andern fleißigen Kirchengängern wohl mitunter der Fall sein mag, welche hierin nur gedankenlos dem Zuge einer alten Gewohnheit folgen und mit dem Kirchenbesuch nur eine nutzlose That vollbringen, aus der kein anderer Erfolg erwächst, als daß sie gewahr werden, daß nun wiederum ein Zeitabschnitt von sechs zur Arbeit bestimmten Tagen verflossen ist, worauf der festgesetzte Ruhetag folgt.

Der gemeinschaftliche Kirchgang, das Gebet, die Worte des Geistlichen hatten die dumpfe Betäubung, von der Gertruds Sinne umfangen waren, gehoben, sie erkannte ihren Irrthum, sie nahm sich vor, in früherer Weise sich wieder der Häuslichkeit zu widmen, ja es tauchte sogar von ferne der Wunsch in ihr auf, dem religiösen Glauben ihres Mannes anzugehören. Ob diese Vorsätze Bestand haben würden, war freilich eine andere Frage. Von Allem, was in Zukunft sie noch bedrohen und darauf hinwirken konnte, einen aufkeimenden Entschluß in ihr wankend zu machen, davon hatte sie jetzt freilich nicht die mindeste Ahnung. Auch die besten und glücklichsten Menschen werden ja oft schmerzlich an die Wandelbarkeit und an die Schwächen ihres eigenen Wesens gemahnt, indem die Kraft des Willens nicht immer mit ihren guten Vorsätzen gleichen Schritt hält. Oft, wenn sie wähnen, den Höhepunkt des Glückes und der richtigen Erkenntniß erreicht zu haben,

harrt schon in wohl verborgenem Hinterhalt der Einfluß böser, neidischer Menschen, die mit schadenfroher Miene einen Tropfen Gift in ein freudenreiches Dasein ihrer Mitmenschen träufeln. –

So erging es jetzt Warnbeck und seiner Frau.

Schon wachte das Auge des Neiders, als bei der Rückkehr aus der Kirche Gertruds Erscheinung unverkennbar aussprach, daß sie glücklich war. Auf ihren Wangen glühte ein frisches Roth, ihr Auge strahlte mild und liebreich, als sie, auf den Arm ihres Mannes gestützt, ihrer Wohnung sich näherte. Von allen Seiten her wurde freundlich zugenickt und gegrüßt und sogar fremde Leute machten die Bemerkung, daß dem wackern Meister Warnbeck und seiner Frau heute etwas ganz besonders Erfreuliches widerfahren sein müsse. —

Jertschiwitsch sah gerade zum Fenster heraus und war eben nicht sehr erfreut darüber, dieselbe Bemerkung machen zu müssen. Obgleich er die Frage, ob er mit Warnbecks Lage tauschen würde, höhnisch und wegwerfend verneint haben würde, so gab es doch Augenblicke, in denen er an seinem unsteten Treiben einen solchen Ueberdruß bekam, daß ihn eine wahre Sehnsucht nach einem häuslichen Glück erfaßte, in der Weise, wie er es in dem Hause seines Wohlthäters angetroffen hatte. Die Unmöglichkeit, es zu erringen, verhärtete ihn nur noch mehr in dem Vorsatz und in der teuflischen Lust daran, von Warnbecks häuslichem Herde Eintracht und Zufriedenheit zu verscheuchen.

Nun hatten sich aber die Verhältnisse so plötzlich und unerwartet verändert, daß er zur Ausführung seines Vorhabens einen ganz anderen Plan entwerfen mußte. Zu dieser Annahme gelangte er aus zwei Gründen, deren Vorhandensein sich nicht wegleugnen ließ.

Die protestantische Kirche war nämlich so nahe bei seiner Wohnung, daß er aus seinem Fenster deutlich erkennen konnte, wie Warnbeck mit seiner Frau aus der Kirchenthür ins Freie trat. Welch' ein Schrecken, welch' ein Entsetzen ergriff ihn bei diesem Anblick. Hatte er sie doch zu einem bigotten Katholizismus hinzuleiten gewußt und demungeachtet war sie jetzt doch wiederum in eine protestantische Kirche gegangen.

„O, über den Wankelmuth der Weiber!" rief er empört — dann hielt er aber plötzlich inne, denn der Wahrheit gemäß mußte er sich selbst eingestehen, wie die Aermste, ihm gegenüber, sich ja nur in einem Zustand beklagenswerther Verblendung befand.

Der heutige Gang in die Kirche, ihr freudestrahlendes Antlitz bei der Rückkehr, waren ja nur ein Kennzeichen von dem Siege ihrer Pflichttreue über die ihr selbst noch unbewußte Neigung zu ihm, und nun war er auch fest überzeugt davon, daß an ihrer Pflichttreue all seine wohl durchdachten Pläne zur Untergrabung ihres Glückes scheitern würden. —

Diese Ueberzeugung wurde noch mehr in ihm bestärkt, weil er auf dem Heimwege von dem Weinberge

von ferne das vertrauliche Gespräch zwischen Warnbeck und Rübentraut mit angehört hatte und zu seinem nicht geringen Verdruß sich von letzterem bewacht wußte. Demnach wollte er nun so bald als möglich die ihm verhaßt gewordene Zufluchtsstätte verlassen, er wollte aber zugleich als streng ermahnender Bekehrer in Gertruds Seele eine so furchtbare Gewissensqual heraufbeschwören, daß sie keinen Augenblick zögern sollte, sein Anerbieten, sie in ein Kloster zu bringen, damit sie dort ihre Sünden büßen könne, anzunehmen. War er einmal unterwegs mit ihr, so hoffte er zuversichtlich von ihrer Neigung zu ihm noch entschiedenere Kennzeichen zu erlangen, als es bisher der Fall gewesen war. Das war der Triumph, den zu erringen er sich vorgenommen hatte. Mit dem Bewußtsein, daß aller Orten ein unglücklich liebendes Weib nach ihm seufzte, wollte er scheiden und nun seine umherschweifende abenteuerliche Lebensweise weiter fortsetzen.

Achtzehntes Capitel.

Warnbeck war abgereist und zum ersten Mal fehlte an dem Mittagstisch das Haupt der Familie. Das Ungewohnte dieser Lage brachte eine peinliche Stimmung hervor, die sich namentlich darin kund gab, daß Gertrud zurückhaltender und abgemessener in ihrem Benehmen war als gewöhnlich. Statt einen Versuch zu machen sie aufzuheitern, stimmte Jertschiwitsch in denselben Ton ein und sagte mit ernster, feierlicher Miene:

„Ich habe versprochen die Geschäfte Ihres Mannes während seiner Abwesenheit zu besorgen, allein ein betrübender Abhaltungsgrund tritt hindernd in den Weg."

„Und dieser wäre?" fragte Gertrud.

„Ich habe Ihnen bereits mitgetheilt, daß ich Ihr Haus verlassen muß und indessen nahmen leider die Verhältnisse eine solche Wendung, durch die meine

Abreise sehr beschleunigt wird. Meine Trennungsstunde naht mit Riesenschritten."

„Das hätte ich nicht erwartet!" seufzte Gertrud.

„Eine heilige Pflicht, die Treue gegen den der Verbindung geleisteten Eid ists, die mich abruft."

„Dann darf ich freilich nicht zureden, noch länger bei uns zu weilen," sagte Gertrud, indem sie bemüht war, eine Thräne zu unterdrücken.

Jertschiwitsch betrachtete sie eine Weile prüfend und stillschweigend und fuhr dann fort: „Unsere Lebenswege scheiden sich und sind gar sehr von einander verschieden. Ihr Blick in die Zukunft ist sorgenfrei und ruhig. — Was habe ich dagegen zu erwarten? Mein Schicksal gleicht einem vom Berg herabrollendem Rade, das unaufhörlich weiter fort muß, ohne zu wissen, wenn es still stehen wird. Ein feindliches Geschick treibt mich fort und fort abwärts, so lange, bis der letzte Pulsschlag meines Herzens meinem freundlosen Dasein ein ersehntes Ziel setzen wird. Allwärts bin ich ein Fremdling — ein Flüchtling ohne Heimath und häuslichen Heerd."

„Warum können Sie sich bei uns nicht heimisch fühlen? Warum nicht zu uns zurückkehren, nachdem die Mission, die Ihre Verbindung Ihnen aufträgt, vollzogen sein wird?"

„Ach leider dessen kann ich Ihre Frage nicht genügend beantworten. So viel ist aber gewiß, daß der Fluch, der auf meinem Dasein lastet, nimmer gehoben

werden kann. Wenn ich nicht mehr bei Ihnen sein werde, so erhalten Sie vielleicht bald einen Brief von mir — einen Brief von der Hand eines Sterbenden."

„Sie wollen sich doch nicht das Leben nehmen?" —

„Solch ein frevelhafter Gedanke sei fern von mir. Nein keineswegs. — Fürs erste begebe ich mich zu dem Vorstand unsres Vereins, nach Grenchen zu Mazzini, um zu erfahren, was er über mich bestimmt. Von da führt mein Weg mich wahrscheinlich nach dem Süden, nach Italien."

„Und was gedenken Sie dort anzufangen?"

„Ich gedenke mich bei den päpstlichen Truppen anwerben zu lassen. Dem Dienst der Kirche sei von nun an mein Dasein ausschließlich gewidmet. Nur dann, wenn sie einen entscheidenden Sieg über die weltlichen Mächte erringen sollte, wäre es denkbar, daß unsre revolutionäre Partei sich zu Macht und Ansehen erheben könnte."

„Ich möchte mir eine Einwendung erlauben."

„Mit Vergnügen werde ich sie anhören."

„Sie haben in Ihrem eigenen Vaterlande so manche traurige Erfahrung gemacht, wozu nun doch noch immer diese Anhänglichkeit an die Revolutionspartei im Auslande? Weshalb beschränken Sie sich nicht von nun an auf einen engeren Wirkungskreis im Privatleben? Weshalb könnten Sie nicht eine Lehrerstelle am Gymnasium dieser Stadt suchen, wenn Sie nun einmal

fest entschlossen sind bei uns nicht länger mehr zu bleiben."

„Auf alle diese Fragen habe ich nur eine Antwort. Ich trage in mir die feste, unumstößliche Ueberzeugung, daß unsre Revolutionspartei noch siegen wird und muß. Ihr zu dienen ist meine heilige Pflicht."

Gertrud war vergeblich bemüht zu verbergen, wie sehr die Worte des Polen und der Gedanke an die bevorstehende Trennung von ihm sie erschüttert hatte, denn ihre Wangen wurden bleich und ihre Hand zitterte, indem sie bei Tisch die Schüssel mit der dampfenden Fleischspeise herumreichte. Ein peinliches Stillschweigen folgte, und als man vom Tische aufstand, gab Jertschiwitsch seinen Zögling einen Brief mit der Weisung, ihn sogleich der Madame Schwindelmeyer zu überbringen und eine Antwort sich auszubitten. So hatte der Pole scheinbar unabsichtlich ein ihm höchst erwünschtes tête à tête mit Gertrud herbeigeführt, welches er vorläufig dazu benutzte, um in seinem Zimmer, in dem Betstübchen, eine Nachmittagsandacht zu halten. Nachdem diese vorüber war, ergriff Jertschiwitsch mit Innigkeit die Hand der jungen Frau und drückte sie zu wiederholten Malen an seine Lippen, bis sich diese betroffen zurückzog.

„Warum entziehen Sie mir Ihre Hand mit so viel scheinbarer Kälte und strenger Zurückweisung," sagte er. „Glauben Sie ja nicht, meine liebe Gertrud,

daß Sie mir so ganz verbergen können, was in Ihrem Innern vorgeht."

„Ich wüßte auch in der That nicht, was ich zu verbergen hätte."

„Wir theilen jetzt im Stillen doch ein und dieselbe Sorge."

„Sie spannen meine Neugier aufs Höchste. Bitte, erklären Sie sich unumwunden."

„Wir Beide tragen ein schweres Schuldbewußtsein auf dem Herzen, das sobald als möglich in einem Beichtstuhl niedergelegt werden muß."

„Ich bin mir nicht bewußt in letzter Zeit ein erhebliches Unrecht begangen zu haben."

„Unbegreiflich in der That! So sind denn alle guten Vorsätze, die Sie gemeinschaftlich mit mir faßten, so ganz plötzlich aus Ihrem Gedächtniß ausgelöscht."

„Habe ich vielleicht zu wenig Almosen gespendet? Dieser Fehler kann wieder gut gemacht werden."

„Fast möchte ich einer gerechten Entrüstung Raum geben, über Ihre Frage. Nun wohlan — es sei mit wenig Worten meine Meinung gesagt. Wir begingen das Einweihungsfest des Weinberges an einem Charfreitag, wir haben damals Fleisch gegessen, Wein getrunken und weltliche Lieder gesungen. Das ist eine schwere Schuld, die nicht leicht zu sühnen ist."

„Entsetzlich!" rief Gertrud erschrocken. „In den letzten Tagen der Aufregung und des schmerzlichen

Trennungsgefühles habe ich daran gar nicht mehr gedacht. Ich weiß mir gar keinen Rath darüber zu geben, wie dieser Fehler wieder gut zu machen sein wird."

„Beruhigen Sie sich, verehrte Freundin. Wir wollen in aller Eile nach Solothurn fahren, dort zur Beichte gehen und um Absolution bitten."

„Wir dürfen aber das Haus jetzt nimmermehr verlassen, da Sie die Geschäfte meines Mannes übernommen haben."

„Bei einer so wichtigen Angelegenheit, meine verehrte Freundin, bei einer Beichte, wo es sich um unser zukünftiges Seelenheil handelt, dürfen so untergeordnete Rücksichten, wie die eines Klempnergeschäftes nicht in Frage gezogen werden. Warnbecks erster Geselle kann ja übrigens recht gut und noch besser als ich die Oberanfsicht über das Geschäft übernehmen."

„Sie haben aber meinem Manne Ihre Hand und Ihr Wort darauf gegeben, diese Sache selbst zu besorgen."

„Ach, meine gute Madame Warnbeck, Sie legen doch gar zu viel Gewicht auf ein in exaltirter Stimmung flüchtig hingeworfenes Wort. Diese Pedanterie kommt indeß nur von Ihrer so entsetzlich eingezogenen Lebensweise."

„Wo sollte denn aber der Wilhelm unterdessen beiben?"

„Den bringen wir ganz gut bei der Madame Schwindelmeyer unter. Lassen Sie das Alles nur meine Sorge sein.“

„Das Alles ist mir noch gar nicht so recht einleuchtend. Nein, nein, mein Herr, wir werden nicht reisen, denn ich bin noch gar nicht überzeugt davon, daß mein Mann damit einverstanden sein würde, wenn er zugegen wäre.“

„Ich muß alles Ernstes auf die Erfüllung meiner Bitte dringen. Ich als Ihr Glaubensgenosse vertrete bei Ihnen die Stelle eines Seelsorgers und lege Ihnen daher recht dringend ans Herz, daß alle Ihre guten Werke zu Gunsten der Ihrigen vernichtet sein würden, wenn Sie für die neulich begangene Sünde keinen Ablaß erhielten.“

„Das wäre in der That für mich und die Meinigen ein namenloses Unglück; dann freilich dürfte ich nicht darnach fragen, ob mein Mann wünscht, daß ich reise, ob seine Geschäfte indeß gut besorgt werden, ob der Wilhelm gern bei meiner Freundin zurückbleiben würde.“

„Wie können Sie nur im Entferntesten meine Behauptung in Zweifel ziehen! Bin ich doch ein viel zu eifriger Katholik, um über solche wichtige Fragen unserer Glaubenslehre mir nicht ganz genaue Kenntniß verschafft zu haben. Uebrigens dürfen Sie sicher darauf rechnen, daß Alles was ich Ihnen in dieser

Hinsicht rathen und anempfehle, eben so richtig und wahr ist, als ob ein Geistlicher es gesagt hätte."

„Nun wohlan," sagte Gertrud, „so muß ich mich denn wohl entschließen, so schwer es mir auch wird. Da es nun aber doch nicht anders sein kann, so lassen Sie uns unser Vorhaben recht bald ausführen. Morgen in früher Morgenstunde wollen wir fortfahren und so bald als möglich nach Hause zurückkehren."

Noch vor Sonnenaufgang rollte das Berner Wägelchen, das Gertrud und Jertschiwitsch nach Solothurn führte, zum Stadtthor hinaus. Der Himmel war etwas umwölkt und drohte mit einem leichten Regenschauer, aber um so erquickender und würziger war die Luft, denn die Kirschbäume längs des Weges und in den Obstgärten, an denen man vorüberkam, standen allwärts in herrlichster voller Blüthe. Die lachenden Ufer der Aar, deren weißschäumende Fluthen rauschend dahinrollten, längs denen der Weg von Biel nach Solothurn größtentheils vorüberführt, erschienen Gertrud viel anmuthiger, als die wild romantischen Thäler, die ihre Vaterstadt umgeben. Zum ersten Mal in ihrem Leben hatte sie ihre Heimath verlassen und so strahlte ihr denn Alles, was sie sah und hörte, in dem vollen Reiz der Neuheit entgegen. Die auf einer Anhöhe gelegene Stadt Solothurn mit ihren Ringmauern und Wallgräben, mit ihren vielen Kirchen, Klöstern und Kapellen, aus denen abwechselnd bald

hier bald dort ein feierliches Glockengeläute ertönte, erregte nicht wenig ihre Phantasie und ihre Neigung zu katholischen Religionsgebräuchen, was sich allmälig so sehr steigerte, daß sie abermals in eine Art dumpfer Betäubung versenkt wurde, deren Beute sie in letzter Zeit schon oftmals geworden war und die in ihrem Innern aus einem Widerstreit der verschiedenartigsten Gefühle hervorging. Bei dem Klang der kleinen Klosterglocke schwebten vor ihrem Geistesauge die Nonnen, die andächtig mit gesenktem Haupte, gefaltenen Händen und abgemessenen Schritt nach der Kapelle wanderten, um dort ihre frommen Lieder erschallen zu lassen. Auf jedem Wege, auch auf dem allereinsamsten, begegnete man einem Kreuz, oder einem Heiligenbilde in einer Nische, bei denen die bigott katholischen Einwohner nie versäumten ein Zeichen des Kreuzes zu machen, ja auch hin und wieder sah man in einer dunkeln Grotte einen Betenden vor einem Christusbilde knieend.

Jertschiwitsch nahm die junge Frau an der Hand und flüsterte ihr leise und geheimnißvoll ins Ohr: „Dieser Ort ist himmlisch schön, wie der Glocken reiner Ton so andächtig die milde Mailuft durchschwirrt. Wir beide, die wir selbst so glücklich sind, der allein wahren Kirche anzugehören, wir verstehen und empfinden ganz das Glück, das über diesem Lande schwebt, in dessen Tempeln Gott auf die eine rechte Weise verehrt wird."

Gertrud ahnte es wohl, was ihr Begleiter damit meinte, zog ihre Hand erschrocken zurück und sagte mit bebender Stimme:

„Auch ohne diese äußeren Zeichen können wir andächtig sein und im Stillen das höchste Wesen verehren, welches diese herrliche Natur mit Allem, was sie belebt, ins Dasein rief.“

Jertschiwitsch führte das begonnene Gespräch nicht weiter fort, um keinen Anlaß zum Widerspruch hervorzurufen, denn er wußte nur zu gut, daß er durch dieses scheinbar absichtliche Anbahnen einer langen Gedankenreihe mehr erreichte, als durch ein logisches Disputiren über diesen Gegenstand. Er brach daher schnell das Gespräch ab und sagte:

„Haben Sie den Inhalt Ihrer Beichte auch wohl überlegt?“

„Und diese Frage richten Sie jetzt erst an mich, mein Herr? Es ist ja bereits unter uns verabredet, daß wir wegen der versäumten Fastenzeit beichten wollen.“

„Damit ist Ihre Beichte doch noch lange nicht zu Ende. Sie dürfen Ihrem Beichtvater nicht verschweigen, daß Sie mit einem Ketzer vermählt sind, daß Ihr Sohn die Religion des Vaters annehmen soll, ja daß Sie selbst lange Zeit in der Ausübung katholischer Religionsgebräuche lau gewesen sind.“

„Das wäre ja gerade so, als wollte ich meinen

guten Mann anklagen, weil er nicht meinetwegen sich bewogen fand, zum Katholizismus überzutreten."

„Sie sind immer wieder auf dem Wege, ganz außer Acht zu lassen, wie wir ja nur bei Allem, was wir jetzt vornehmen, das zukünftige Seelenheil der Ihrigen im Auge haben. Dies berücksichtigend, dürfen Sie Ihrem Beichtvater die Auseinandersetzung Ihrer häuslichen Verhältnisse nicht vorenthalten."

„Kaum werde ich es vermögen, das Geständniß so zarter Verhältnisse über meine Lippen zu bringen."

„Nur Muth gefaßt, meine verehrte Freundin. Der Hinblick auf das uns vorgesteckte Ziel wird Ihnen Kraft verleihen. Sie besitzen mehr Selbstbeherrschung, als Sie sich selbst nur zutrauen mögen."

Während dieses Gespräches hatten sie die Kirche erreicht und standen schon unter dem weiten mit gothischer Arbeit reich verzierten Bogengang.

Da erfaßte Gertrud plötzlich ein Bangen, eine peinliche Zaghaftigkeit bei ihrem Vorhaben, sie vergegenwärtigte sich den letzten Kirchgang mit Warnbeck, sie blieb stehen und wollte sogar auf der Stelle umkehren; allein der Pole ließ nicht ab mit Bitten, Zureden und Vorstellungen, bis doch endlich wiederum seine Verlockungen zum Unrecht den Sieg über den ihr innewohnenden guten Genius davontrugen.

Nachdem seine Ueberredungskunst gesiegt hatte, bedeutete er ihr, sich zu sammeln zu dem wichtigen Schritt, den sie zu thun im Begriff sei, während er

zuerst an den Beichtstuhl treten werde, um ein reumüthiges Bekenntniß seiner Schuld abzulegen. Seine Beichte war bald zu Ende und er kehrte zu Gertrud zurück mit der Miene stolzer Selbstzufriedenheit. Die junge Frau erhob sich darauf von den Knieen und beichtete in der Weise, wie der Pole es ihr vorgeschrieben hatte. Ihre Unterredung mit dem Beichtvater dauerte ungewöhnlich lange, bis dieser sich endlich ungehalten zurückzog, worüber Gertrud so heftig erschüttert war, daß sie sich kaum aufrecht halten konnte. Ihr Begleiter, der indeß in einiger Entfernung unbemerkbar und mit Schlauheit ein wachsames Auge auf sie gehabt, eilte jetzt schnell herbei und führte sie in's Freie. Scheinbar überrascht, fragte er, ob eine Gemüthsbewegung sie einer Ohnmacht nahe gebracht habe, worauf Gertrud noch immer zitternd und mit bebender Stimme antwortete:

„Der Beichtvater verweigerte mir die Absolution. Er verlangte, ich solle mich von meinem Manne trennen — ach! er sprach noch viel harte, mich tief schmerzende Worte, die ich in meiner Angst nur halb verstanden habe."

Jertschiwitsch hatte diesen Fall wohl berechnet und vorausgesehen und triumphirte in seinem Innern über das Gelingen seiner List, allein demungeachtet sprachen seine Lippen und der Ausdruck seiner Gesichtszüge die innigste Theilnahme aus, indem er rief:

„Ach, Sie ärmste, schwer geprüfte Frau! Solche Strenge, in der That, erwartete ich nicht von unserem frommen Pater. — Wir wollen gemeinschaftlich überlegen, was jetzt zu thun ist. Vor allen Dingen aber bedürfen Sie der körperlichen Stärkung. Lassen Sie uns einen Gang vor das Stadtthor thun."

„Wir wollen sogleich nach Hause, da fühle ich mich wohler als an jedem fremden Ort."

„Jetzt ist es noch zu zeitig, an den Heimweg zu denken. Unsere Zeit reicht gerade noch aus zu einem Spaziergange nach der Einsiedelei der heiligen Veronica."

Mit diesen Worten bot er Gertrud seinen Arm und sie folgte ihm willenlos, ohne an das Ziel des Weges zu denken. War doch ihre Seele von namenlosem Schmerz erfüllt, welcher jetzt keine ruhige Ueberlegung, keine Achtsamkeit auf ihre äußeren Umgebungen aufkommen ließ.

Durch dichte Laubwaldungen längs eines klaren Baches dahingehend, war eine ziemliche Weile des tiefsten Stillschweigens verflossen, bis Jertschiwitsch endlich wieder die Unterhaltung aufnahm, indem er sagte:

„Es ist als ob man hier in diesem Walde in ein ganz neues Lebenselement versetzt worden sei, als ob man sich sogleich beim Eintritt in denselben an Geist und Körper gestärkt fühle. Wie schwirren die Vögel so

munter um uns her, wie rieselt der Bach so traulich, wie duftet der Wald von kräftiger, frischer Lebensluft, daß das Herz aufjauchzen möchte vor Freude und Glückseligkeit. Werden Sie nichts gewahr von den wohlthätigen, heilenden Wirkungen dieser herrlichen Natur, hat der göttliche Geist, der hier aus jeder Blume uns entgegenruft, um uns zum Lob und Preis des allmächtigen Schöpfers aufzumuntern, Ihnen keinen glücklichen Gedanken eingegeben?"

„Ach, einstmals hab' auch ich die Segnungen der allgütigen Natur empfunden," sagte Gertrud. „Jetzt aber dringt ihr ewig belebendes Walten nur als ein schmerzlicher Klageruf an mein Ohr. Eine undurchdringliche Nacht der Rath- und Hülflosigkeit umhüllt meine Seele."

„Trösten Sie sich, meine verehrte Freundin. Der rechte Augenblick ist nur noch nicht gekommen; es fehlt uns noch die höhere Einsicht und Erleuchtung, die nur ein inbrünstiges Gebet zu einer freundlich vermittelnden Heiligen uns geben kann. Hoffentlich wird die heilige Veronica uns helfen."

„Das dringendste Bedürfniß," seufzte Gertrud, „sind mir jetzt einige Augenblicke der Ruhe — meine Kräfte verlassen mich und ich vermag kaum mehr weiter zu gehen."

„Wir sind auch glücklicher Weise gerade an dem Ziele unserer Wanderung. Sehen Sie, hier gerade

vor uns liegt die Einsiedelei. Der gute Alte, der hier haust, sieht es gar gern, wenn ihn Fremde besuchen und bietet ihnen gern ein Ruheplätzchen und eine Erfrischung in seiner Hütte an."

Dies sagend, betraten sie auch schon die schmale Brücke, die nach dem jenseitigen Ufer der Baches hinführt, wo das einstöckige Häuschen der Einsiedelei auf dem dunkelen Hintergrunde des Waldes sich freundlich hervorhob. Den Eingang dazu bildete ein nettes Blumengärtchen mit einer vollbegrünten, schattigen Fliederlaube, von der aus man die Aussicht in eine weit gewölbte Felsengrotte hatte, in der hinter einem Eisengitter das Bildniß der heiligen Veronica aufgestellt war.

Noch ehe sie das Häuschen betraten, kamen ihnen ein ältlicher Mann in einer Mönchskutte entgegen. Es war der Einsiedler, der mit verbindlichem Gruß die Fremdlinge aufforderte, in seiner Fliederlaube Platz zu nehmen und zugleich auch fragte, mit welcher Art von Erfrischungen er ihnen dienen könne.

Ein ländliches Mittagbrod nebst kräftigem Landwein war bald hergestellt und erschien den müden Wanderern um so schmackhafter, als die bei ihnen übliche Mittagsstunde schon vorüber war, ohne daß ihnen Zeit geworden war, durch Speise und Trank sich zu erfrischen. Der Einsiedler ließ es während des Essens auch nicht an Unterhaltung fehlen. Mit der

ihm eigenen Redseligkeit gab er Bericht über alle Sehenswürdigkeiten der Gegend, theilte auch die Chronik der Einsiedelei recht umständlich mit, wobei die Lebensgeschichte seiner Vorfahren, die der Einsiedler, welche vor ihm hier Haus gehalten hatten, nicht fehlen durfte. Da nun einmal das Gespräch aufs kirchliche Gebiet hinübergeleitet war, so wurden auch einige Erzählungen aus den benachbarten Klöstern, in denen er genau bekannt war, mit eingeflochten.

Der Alte würde bei seinen Mittheilungen wohl nicht so bald ein Ende gefunden haben, wenn Jertschiwitsch ihm nicht ein Geldstück in die Hand gedrückt und sich den Schlüssel zu dem Eisengitter ausgebeten hätte, welches den näheren Zutritt zu dem Bildniß der heiligen Veronica hemmte. Diesen Wink, sich zu entfernen, hatte der Einsiedler wohl verstanden, nahm das Käppchen von dem weißgelockten Haupt, indem er verbindlich für das Geschenk des Fremdlings dankte, und zog sich in seine Hütte zurück.

Die beiden Reisenden begaben sich jetzt nach der dunkelen Grotte, in welcher der Widerschein des Abendrothes einen goldenen Schimmer verbreitete.

„Das Bildniß der heiligen Veronica,“ sagte der Pole, „ist doch ein außerordentliches Kunstwerk. Je länger man es betrachtet, um so mehr scheint es sich zu beleben, um so liebreicher werden die Mienen des holden Antlitzes, um so mehr scheint der freundliche Mund sich

zu öffnen, um dem Betenden eine freundliche Fürsprache zuzusagen. Es werden auch in der Umgegend manche Wunderthaten von diesem Bildniß erzählt."

„O möchte sie meinen Verstand erleuchten," rief Gertrud, „möchte sie mir doch nur einen leisen Fingerzeig geben in meiner bedrängten rathlosen Lage."

„Lassen Sie uns, verehrte Freundin, gemeinschaftlich niederknieen und beten. Wir wollen sehen, wem von uns beiden der Himmel zuerst einen glücklichen Gedanken geben wird."

Nachdem sie eine lange Weile vor dem Heiligenbilde gekniеet hatten, erhob sich der Pole mit Ruhe und würdevoller Miene und nahm Gertrud bei der Hand; diese sah ihn liebreicher an als gewöhnlich, denn in dem gemeinschaftlichen Gebet empfand sie in diesem Augenblick eine unaussprechliche Einigung ihrer Seele mit der des Freundes.

„Die heilige Veronica hat mir ihren Willen kund gethan!" sagte Jertschiwitsch in feierlichem Tone. „Sie hat mich beauftragt, Ihnen vorzustellen, wie weit Sie noch entfernt davon sind, die wahre Aufgabe Ihres zeitlichen Daseins zu lösen, wie Sie nicht bestimmt sind, auf dieser Welt zeitliche Güter zu erringen, sondern eine Braut des Himmels zu werden."

„Und das sprechen Sie so gelassen aus? Haben Sie nicht daran gedacht, daß ein solcher Entschluß mir mein ganzes Lebensglück kosten würde."

„Was ist ein weltliches Glück, das auf Täuschung beruht, das nicht aus dem Bewußtsein, recht zu thun, hervorgeht?“

„Das ist eine bittere Wahrheit, wenn anders ich sie dafür halten soll.“

„Seien Sie überzeugt, daß ich es wahr und aufrichtig mit Ihnen meine. Mein ganzes Leben sei Ihnen mit Freuden gewidmet, ich will fortan Ihr Begleiter und Beschützer sein.“

„Unmöglich! wenn ich in ein Kloster ginge, dann müßte ich auch von Ihnen Abschied nehmen.“

„Hören Sie, was die Heilige noch mir offenbarte. Sie zeigte mit der Hand dort nach jener südlichen Himmelsgegend hin und gab mir dadurch ihren Willen kund, Sie dorthin zu geleiten. Entweder bringe ich Sie dort in ein Kloster, oder ein Kniefall vor dem Pabst —“

„Nein, nein, halten Sie inne. Ich will in ein Kloster, doch nicht nach Italien gehen. Ich gehe in eines der nächsten Klöster innerhalb der Grenzen meines Vaterlandes.“

„Und wenn Sie einem Wahne sich geopfert hätten, wenn eine Reise nach Rom, ein Kniefall vor dem Papst Sie retten könnten?“

„Verwirren Sie meinen Sinn nicht noch mehr, als er es ohnedies vielleicht schon ist. Ich werde in eines

der Klöster meines Vaterlandes gehen, um den Meinigen einen Weg zum Himmel zu bahnen. Habe ich auch hierin geirrt, so diente ich doch einem schönen Wahn — der tief innige Drang nach Pflichterfüllung, die wahre Liebe zum Guten werden mich glücklich machen, wenn gleich die äußeren Verhältnisse meinen Wünschen nicht entsprechen."

„Und Sie fragen nicht darnach, ob Sie sich von mir trennen müssen?" seufzte der Pole.

„Darnach darf ich nicht fragen, wo die Pflicht gebietet."

Jertschiwitsch glühte innerlich vor Zorn und Entrüstung über die ihm so unbegreifliche Standhaftigkeit einer Frau aus dem Volke, auf die er früherhin doch nur mit Geringschätzung herabgesehen haben würde. Ihre Weigerung, sein Anerbieten anzunehmen, verletzte daher seine Eitelkeit nur um so mehr. Nun blieb nur noch ein letzter Versuch, um zu seinem Ziele zu gelangen. Er betrachtete sie lange mit einem durchdringenden innigen Blick und rief dann mit dem Anschein einer heftigen Gemüthserschütterung:

„Nun wohlan, wenn denn doch geschieden sein muß, so geschehe es bald, jetzt gleich in diesem Augenblick — Leben Sie wohl —!"

Mit diesen Worten ging er einige Schritte hastig vorwärts, blieb aber dann noch eine Weile stehen, um zu sehen, ob er wohl zurückgerufen werden würde.

Gertrud stand da, an einen Baum gelehnt, und sagte leise mit einer von tiefem Schmerz bewegten Stimme:

„Leben Sie wohl!"

Als sie allein war, setzte sie sich auf eine steinerne Bank, sah wie erstarrt in dem Gefühl ihrer Wehmuth nach der Richtung hin, wo der Pole ihrem Blick entschwunden war, bis denn endlich doch die Thränen, die sie nicht länger zurückhalten konnte, hervorbrachen und sie das Gesicht mit beiden Händen bedeckte.

Nach einer Weile trat der Einsiedler in die Thür des Häuschens, um sich in Kenntniß davon zu setzen, ob es jetzt wohl Zeit sein möchte, den Schlüssel von dem Eisengitter abzuziehen. Als er indeß Gertrud erblickte, welche noch immer wie aufgelöst in ihrem Schmerz auf derselben Stelle weilte, nahm er einige Augenblicke Anstand, sie zu stören und ging leise in die Fliederlaube, von welcher aus er ein wachsames Auge auf sie hatte, ohne selbst gesehen zu werden. Zuletzt, als sie immer noch in derselben Stellung verharrte und doch die Nacht schon hereingebrochen war, wurde es ihm bange um die arme Frau. Er faßte sich ein Herz, trat an sie heran und schlug ihr vor, in seinem Hause zu übernachten, da der Weg nach der Stadt bei so später Abendstunde doch zu weit sei.

Gertrud nahm nicht nur sein Anerbieten mit Dank an, sondern schenkte dem ihr ehrwürdig erscheinenden Greise ihr volles Vertrauen, denn ihr ganzes Wesen

war so von Wehmuth erfüllt, daß sie das unwiderstehliche Bedürfniß fühlte, sich mitzutheilen.

Der Einsiedler lobte ihren Vorsatz und geleitete sie schon am folgenden Tage nach einem der benachbarten Klöster, in welchem sie aufgenommen und eingekleidet wurde.

Neunzehntes Capitel.

Die häuslichen Angelegenheiten der Familie Warnbeck hatten dem wackern alten Bibliothekar schon seit geraumer Zeit Bedenklichkeiten verursacht und nun, da ihm die Obhut darüber anvertraut worden war, beschäftigte ihn diese Sorge Tag und Nacht. Demungeachtet wollte er nicht sogleich nach Warnbecks Abreise dessen Frau besuchen, denn er scheute nichts mehr als das unnütze Gerede der Leute und fürchtete solches durch gar zu häufige Besuche zu veranlassen. Deshalb ließ er den Sonntag herankommen, an dem er sich dann, der alten Gewohnheit gemäß, nach Warnbecks Hause begab. Dort aber fand er nur den Werkmeister, welcher gemächlich sein Pfeifchen rauchend und mit einem der Gesellen plaudernd vor der Hausthüre im Sonnenschein saß. Auf die Nachfrage nach des Meisters Frau, erhielt Rübentraut die Antwort, sie sei mit dem Polen verreist und hätte den Tag ihrer

Ankunft nicht bestimmt. Darauf ging Rübentraut zu Madame Schwindelmeyer, konnte aber von ihr auch weiter nichts erfahren, als daß der Wilhelm ihr übergeben worden sei. Nun war sein Staunen und seine Entrüstung über dieses Benehmen der Frau des Freundes bis aufs Höchste gesteigert. Im ersten Augenblick war er willens, sogleich an letzteren zu schreiben und ihm zu berichten, was vorgefallen war. Dann aber, nach reiflicher Ueberlegung, scheute er sich doch in dessen Gemüth einen vielleicht grundlosen Argwohn zu schleudern und er beschloß zuvor, von der Veranlassung der Reise sich selbst genau in Kenntniß zu setzen. Nun fehlte es ihm aber an einem passenden Vorwand, um sich recht bald wieder nach Warnbecks Wohnung zu begeben, denn der Werkmeister, die Gesellen und Lehrburschen durften ja nicht auf die Vermuthung gebracht werden, daß er beauftragt sei, ein wachsames Auge auf die Häuslichkeit des Freundes zu haben. Mit dieser Sorge fand die Abendstunde ihn allein in seinem Zimmer, als ein ungewöhnlich starkes Klingeln an der Hausthüre ihn aus seinem Nachsinnen aufschreckte. Er eilte herunter um aufzuschließen und vor der Thüre stand der Postbote, der einen Brief von Schwindelmeyern mit dem Poststempel „Grenchen“ brachte.

Der Inhalt desselben war folgender:

„Du wirst gewiß voraussetzen, mein guter Rüben-
„traut, daß ich schon 100 Meilen weit von Dir ent-

„fernt bin und erhältst doch plötzlich einen Brief von „mir aus Grenchen. Höre wie dies sich zutrug. Auf „meiner Durchreise ging ich gerade durch dieses Dorf „zu Fuß — da kommt mir Jertschiwitsch entgegen, „bleich mit verstörten Mienen, fällt mir um den Hals „und klagt, daß er namenlos unglücklich sei. Ich frage „ihn nach der Ursache davon — er bittet mich ihn nicht „mit Fragen zu bestürmen, nimmt mich aber am Arm „und führt mich in Mazzini's Wohnung. Nun hatte „ich mir zwar vorgenommen, mich mit den Mitgliedern „geheimer Verbindungen nicht mehr einzulassen, wer „vermöchte aber den Bitten eines Unglücklichen zu „widerstehen. Es waren dort noch einige andere „Vereinsmitglieder, Polen und Italiener, anwesend. „Der Sechste von denselben, dessen Namen aber „Mazzini nicht genannt hatte, wurde noch erwartet. „Als derselbe eintrat, ein Pole Namens Skakowskoy, „sinkt Jertschiwitsch bei dessen Anblick zuerst be- „sinnungslos zu Boden, dann springt er auf, läßt „unverkennbare Kennzeichen des ausbrechenden Wahn- „sinns blicken und giebt sich zugleich selbst als den „Dieb eines Diamantringes an, den der zuletzt einge- „tretene Pole von seinem Vater geerbt hatte, und „welcher ihm zur Aufbewahrung übergeben worden „war. —

„Nun höre weiter —. „Ein Unglück kommt selten „allein," sagt das Sprichwort und in der That be- „stätigte sich diesmal dessen Wahrheit. Gerade in

„diesem Augenblicke treten Bewaffnete in das Zimmer „und nehmen uns, als geheimer Verschwörungen ver„dächtig, gefangen. Ich meinerseits wurde bald meiner „Haft entlassen — was für ein Schicksal über meine „armen, unglücklichen Freunde verhängt worden ist — „darüber habe ich bis jetzt noch keine Auskunft erlangen „können."

Rübentraut steckte den Brief in die Seitentasche seines Rockes und begab sich sogleich nach der Wohnung des Freundes. Von der Straße aus wurde er gewahr, daß das Wohnzimmer erleuchtet war und konnnte demnach auf die Anwesenheit von den Bewohnern desselben schließen. Mit raschen Schritten ging er jetzt auf das Haus zu und klingelte mit Ungestüm. Warnbeck kam herunter um aufzuschließen, sah aber nichts weniger als vergnügt aus.

„Wie, theurer Freund," rief Rübentraut, „Du bist wohl jetzt eben erst angekommen? Ich hätte Dich in der That nicht so bald erwartet."

„Komm herauf in mein Stübchen, ein verhängnißvolles Blatt Papier wird Dir Alles klar machen."

Als beide Freunde dort angekommen waren, sank Warnbeck erschöpft in einen Lehnstuhl und überreichte dem Bibliothekar einen Brief von Gertrud, worin diese ihm mittheilte, daß, seitdem sie das Vorbild eines streng gläubigen Katholiken stets vor Augen gehabt habe, sie sich ihre Nachlässigkeit in der Ausübung reli-

giöser Gebräuche zum Vorwurf gemacht und sich zuletzt entschlossen habe, in ein Kloster zu gehen. —

Tief betrübt legte Rübentraut den Brief auf den Tisch.

„Ein Trost ist Dir doch noch geblieben," sagte er, „Deine arme Frau ist ja ohne Schuld und nur das Opfer ihrer mangelhaften Erkenntniß. — Ich habe hier einen andern Brief von Schwindelmeyern an mich mitgebracht — lies ihn, wenn Du willst — wenn Du jetzt nicht zu wenig aufgelegt dazu bist."

Warnbeck las den Brief und sagte dann mit einem tiefen Seufzer:

„Das Böse geht unter, herabgezogen durch seine eigene Schwere. So mußte auch dieser Mann, der eben so sehr mit der Liebe für das Wohl der Staaten, als mit seiner Strenggläubigkeit in religiösen Dingen ein frevelhaftes Spiel trieb, sich selbst den Untergang bereiten."

„Deine Behauptung ist ganz richtig," antwortete Rübentraut. „Es bleibt nur noch hinzuzufügen, daß das Gute, Rechte und Wahre sich sicherlich den Weg zum Siege bahnt, wenngleich eine Reihe schwerer Prüfungen mitunter nicht zu vermeiden sind." —

Und in der That, der treue alte Freund hatte ein wahres Wort gesprochen. Als im Jahre 1839 die Klöster im Kanton Aarau aufgehoben worden

waren, kehrte Gertrud zu den Ihrigen zurück. Sie war gänzlich genesen von ihren Irrthümern und ihrer religiösen Schwärmerei, wovon sie einen Beweis ablegte durch den Uebertritt zur protestantischen Kirche.

Ende.

Druck von L. Schnauß in Leipzig.